Terms: $2.00 per Annum. — Address: Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

LIBRARY AUG 12 1899

Evangelisch-Lutherisches

Schulblatt.

Monatsschrift

für

Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben

von der

Deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert im Namen des Lehrerkollegiums des Seminars in Addison

von

Dir. E. A. W. Krauß und Prof. F. Lindemann.

Motto: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.

Mark. 10, 14.

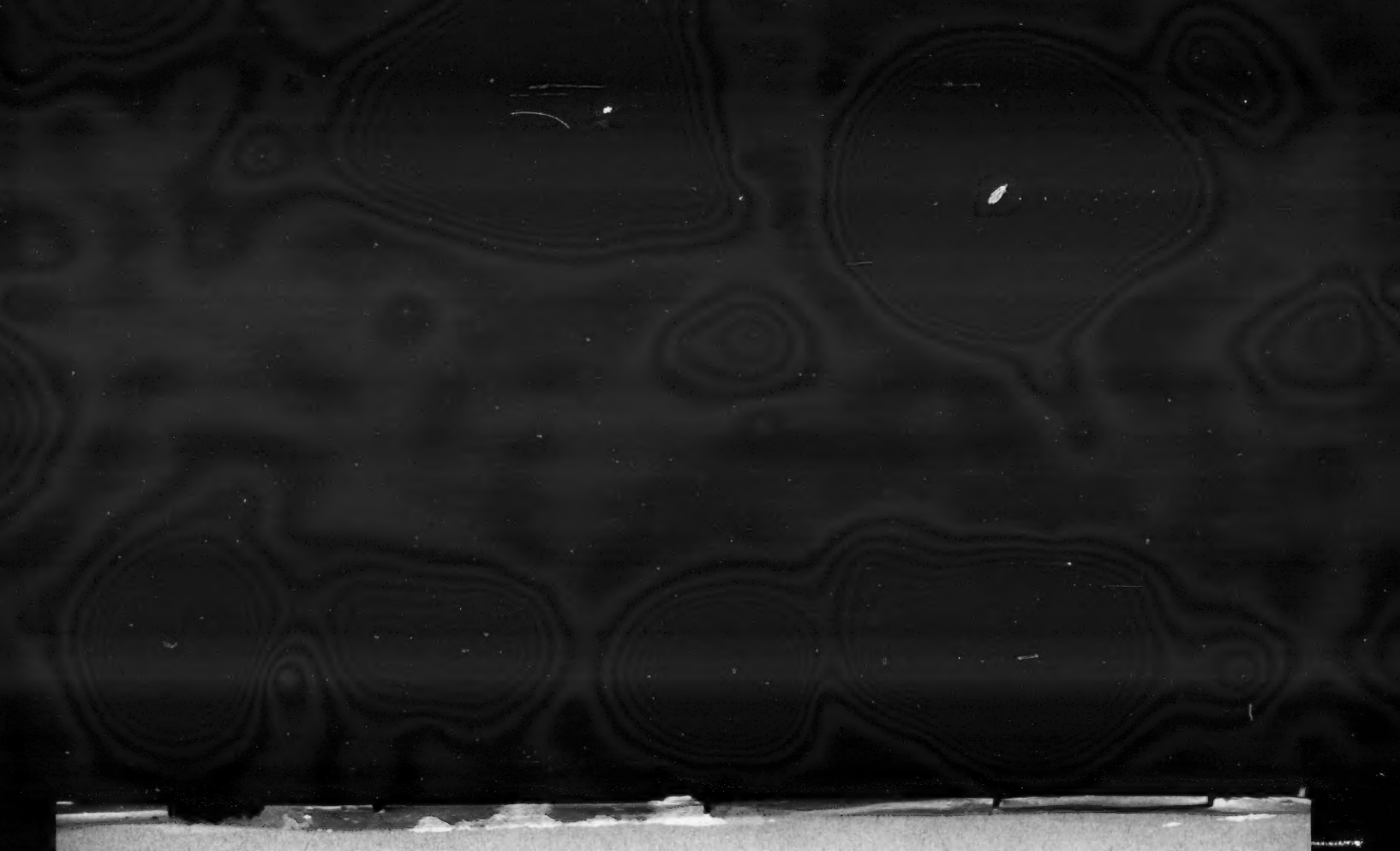
34. Jahrgang. — August.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1899.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

Inhalt.

	Seite
Die heimliche Selbstbefleckung	225
Von vererlei Acker	243
Über Schulvisitationen in unsern synodalen Gemeindeschulen	249
Einführung	255
Altes und Neues	256



Evang.-Luth. Schulblatt.

34. Jahrgang. August 1899. No. 8.

Die heimliche Selbſtbefleckung.

(Eine wahre Geſchichte. Erzählt von C. M. Zorn.)

1.

Als Kind, zwiſchen meinem ſechſten und zehnten Lebensjahre, kam ich mit meinen Eltern öfters nach K. in das eng befreundete Haus eines Arztes. Da waren drei Kinder, Otto, Renatus und Klara. Otto war anderthalb Jahre älter als ich. Renatus war von meinem Alter. Klara war zwei Jahre jünger, ebenſo alt wie mein Schweſterlein, welches auch gewöhnlich mit von der Partie war.

Das waren immer wonnige Tage da in K. Onkel und Tante Doktor waren ſo freundlich! Und wir Kinder verſtanden uns aufs beſte. War das wichtige und von Tante Doktor höchſt angenehm gemachte Geſchäft des Schmauſens beſorgt, ſo ging's ans Spielen. Im Sommer, bei gutem Wetter, ſpielten wir im Gärtchen. Es war nur ein Gärtchen, kein Garten. In einer alten großen deutſchen Stadt, wie K., wo Haus an Haus ſich drängt, und wo in den engen Gaſſen die gegenüberſtehenden Häuſer ihre Häupter zu einander neigen, als ob ſie ſich leiſe etwas ſagen wollten, — wie ſollte es da einen Garten geben? Aber Doktors Gärtchen war doch ſchön, ganz beſonders ſchön. Es lag hinter dem Hauſe, zog ſich aber zur Seite desſelben bis zur Straße hin. Hinten, gerade im Winkel, war eine Gaisblattlaube mit Tiſch und Stühlen, immer kühl und dämmerig. Und noch mehr lauſchige Ecken und Winkel waren da, in welchen allerlei Büſche und Geſträuche zu grünen und zu blühen verſuchten — arme Büſche und Geſträuche! — die, ſo niedrig ſie waren, doch hoch über unſere Köpfe gingen. Wie gut konnten wir da Verſtecken ſpielen! Kieswege gab's und einen Raſenplatz; da ſpielten wir Haſch-Haſch. Und mitten auf dem Raſenplatz ſtanden Turngeräte, Barren und Reck, gerade für uns paſſend; da turnten wir, und fielen jauchzend ins weiche Gras, in welchem wir dann gleich, um die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, Purzelbäume ſchlugen. Selbſt eine Schaukel war da; ſogar eine zweiſitzige!

Und wir quetſchten uns oft zu vier hinein, und der große, ſtarke Otto mußte uns ſchaukeln. Waren wir des Spielens, Turnens, Purzelbaumſchlagens, Schaukelns müde, ſo gab's eine andere Unterhaltung. Wir ſtellten uns an das eiſerne Gitter mit den vergoldeten Spitzen, welches zur Seite des Hauſes das Gärtchen von der Straße trennte, und ſchauten dem Getriebe und Gewoge auf der Straße zu. Das war für mein Schweſterlein und mich, die wir vom Lande kamen, immer etwas ganz Neues und aus der Maßen Intereſſantes; und Otto und Renatus und Klara zeigten uns mit Stolz die Gaſſenherrlichkeiten, die ſie ja alle Tage genießen konnten. Aber manchmal wurden wir von Straßenkindern beleidigt, die ihre Zunge gegen uns herausſtreckten, oder uns gar werfen und ſchlagen wollten. Das pflegte unſere Schweſterlein zu Thränen zu rühren, und ſie liefen ins Haus, während wir Jungen vor Kampfbegierde brannten. Doch hinderte das Gitter allzu ernſte Gefechte. Und bald kam dann Tante Doktor und rief uns zu einer Erfriſchung oder zum Mittag- oder Abendeſſen.

Im Winter war es bei Doktors ſchier noch ſchöner, als im Sommer. Zwar mit Schneeballwerfen mußten wir allzu vorſichtig ſein, denn es gab viele Fenſter in der Nachbarſchaft. Aber einen Schneemann konnten wir doch manchmal machen und ihm Onkel Doktors alten Cylinderhut aufſetzen und eine Thonpfeife in den Mund ſtecken. Und dann — was hatten die Kinder für eine Maſſe Spielſachen! Trommeln, Trompeten, Flinten, Säbel, Puppen aller Art und eine Puppenſtube, Hampelmänner, ein Schaukelpferd, einen Hühnerhof, eine große Arche Noah, Baukaſten, Bilderbücher, Zinnſoldaten, eine große Spieldoſe — ja, ich weiß nicht mehr, was alles. Die Zeit flog nur ſo hin. Und immer, ſo recht gelegen, kam die liebe Tante Doktor mit ihrem freundlichen, roſigen Geſicht und ſorgte dafür, daß der Gaumen zu ſchmecken und der Magen eine wohlthuende Genüge hatte. Und wenn dann der Abend nahte, und der Papa ſagte: „So, Kinder, nun müſſen wir auf den Bahnhof!" und die Mama, ſamt Tante Doktor, ſich erhob, um uns anzuziehen, ſo ſagten wir: „Ah, ſchon?!" Aber durch die Stadtſtraßen zur Eiſenbahn zu gehen und endlich durch den großen Tunnel zu fahren, das war doch auch etwas.

Oft kamen Doktors auch zu uns aufs Land. Mein Schweſterlein und ich holten ſie allemal am Bahnhof ab. Unſer Papa war aber auch mit. Mit Freudengeſchrei begrüßten wir ſie. In das ſtimmte nun unſer Papa zwar nicht ein, aber er machte ein ſehr freundliches Geſicht und ſagte ein ſehr herzliches Willkommen. Wir Buben ſtürmten voraus die Chauſſee entlang dem Hauſe zu. Sittiger, Hand in Hand, folgten die Mägdlein. Dann kamen Onkel und Tante Doktor mit unſerm Papa. Und nun war es an uns, daß wir unſere Herrlichkeiten zeigten und mitteilten. Der Frühſtückstiſch war ſchon ſauber gedeckt, und bald lud die Mama die Gäſte zum ländlichen Mahle. Das ſchmeckte den Stadtleuten! Und dann? Ein Gärtchen, wie Doktors, hatten wir nicht, nein. Aber einen Garten hatten

wir. Und was für einen! Hinter dem Hause stieg er in vier Terrassen — jede war abgemauert, und Treppen führten von einer zur andern — den Berg hinan. Neben dem Hause, zu beiden Seiten, zog er sich in zwei Terrassen weit an der Chaussee hin, von dieser durch eine Mauer, eine niedrige, getrennt. Und da gab's — ja, was gab's da nicht? Da gab's alles, sogar einen Teich mit Fischen drin und mit Eidechslein an seinen Ufern. Und außer dem Garten hatten wir einen großen Hof, und Stallungen, und Schuppen. Und wir hatten Kühe, und Schweine, und Hühner, und Gänse, und Enten. Und einen Hund hatten wir, einen weißen Pudel, der gar nicht bös war und viele Kunststücke machen konnte. Und wir hatten eine ganze Menge Katzen. Und der Teil des Gartens, der links vom Hause lag, der war eigentlich kein Garten, sondern ein Park, dunkel von großen und mächtigen Bäumen, Fruchtbäumen jeder Art, und zu ihren Füßen wuchs Gras, ungetrimmt, nur manchmal gemäht, um Heu zu liefern fürs Vieh. Und in den Bäumen nisteten und sangen die verschiedensten Vögel; und unter den Bäumen im tiefen Grase lagen — im Spätsommer Äpfel und Birnen und Pflaumen und Zwetschen und Aprikosen und Nüsse, die der freundliche Wind für uns Kinder abgeschüttelt hatte. Nun? hatten wir nicht auch Herrlichkeiten zu zeigen und mitzuteilen? Konnten wir unsern Gästen nicht auch einen frohen Tag bereiten? Ich sollt's meinen!

Unter den lieben Doktorskindern war mein bester Kamerad der Renatus. Dies aus verschiedenen Gründen. Erstens weil Liebe und Freundschaft sich nicht kommandieren und regulieren und vorschreiben läßt, — den Renatus hatte ich nun 'mal am liebsten. Am liebsten? Ich hatte ihn „furchtbar lieb", sagte ihm's auch, und er sagte, er hätte mich auch furchtbar lieb. Zweitens war Renatus von meinem Alter, während Otto anderthalb Jahre älter und Klara zwei Jahre jünger war. Man weiß ja, was das bei Kindern zu besagen hat. Und dann war Klara ja bloß ein Mädchen; und Otto, der war doch manchmal ein wenig stolz auf sein Alter und auf seine Größe und auf seine Kraft, und ließ uns das auch fühlen. Und drittens war Renatus so ein lieber, netter Bub. Er schlug seiner Mutter nach. Er war rund und rosig und mild und freundlich, wie sie. Otto war mehr eckig und knochig, wie sein Vater. Und Klara, nun, ich hab's ja schon gesagt, die war ein Mädchen; sie war ein liebes und herziges Mädchen, aber sie war ein Mädchen; da konnte denn doch von einer besonderen Liebe und Kameradschaft keine Rede sein. Renatus, der liebe Renatus, war durch vier Jahre der allerbeste Freund meiner Kindheit. O glückliche, glückliche Kindheit!

2.

Als ich zehn Jahre alt war, wurde mein Vater auf eine andere Stelle versetzt. Wir kamen weit weg. Der so schöne Verkehr mit Doktors hörte auf. Nach etlichen Jahren besuchte uns Tante Doktor einmal, aber sie war ganz alleine. Und mein Papa nahm mich auch einmal mit nach K. Aber

wir wollten eigentlich nicht nach K., ſondern weiter. Und wir hatten in K. nur zwei Stunden Zeit. Und wir hatten uns nicht angemeldet. Und als wir zu Doktors kamen, da war Renatus nicht zu Hauſe, er war in der Schule; die andern Kinder auch. Das war ſchade.

Ich wuchs heran. Ich kam von Hauſe. Ich kam aufs Gymnaſium. Ich kam auf die Univerſität. Ich ſtudierte Theologie. Aber ich wurde am Glauben irre. Ich hängte die Theologie an den Nagel und wurde Hauslehrer, um mich erſt 'mal zu beſinnen, was ich eigentlich werden wollte. Mein Vater konnte mich nicht beraten, denn er war ſeit Jahren tot. Meine Mutter weinte und ließ mich ziehen. Dann fand mich der gute Hirte und bekehrte mich. Nun bezog ich die Univerſität L., um mein unterbrochenes theologiſches Studium zu vollenden und mein Examen zu machen. Meine liebe Mutter war ſehr froh.

Als ich mich anſchickte, nach L. zu reiſen, ſchrieb mir meine Mutter unter anderm: „Renatus ſtudiert auch Theologie in L. Soll er Dir ein Zimmer mieten, damit Du gleich bei Deiner Ankunft ein Unterkommen haſt? Wenn Du das willſt, ſo ſchreibe ihm nur. Er wird es gerne thun. Seine Adreſſe iſt . . . .“

Nein, Renatus brauchte mir kein Zimmer zu mieten. Denn ich hatte ſchon eins. Ich hatte mir ein Logis beſtellt in einem Hauſe, wo — nun, wo lauter erklärte Chriſten und Theologen zuſammen wohnten. Aber ich ſchrieb an Renatus: „Mein alter Renatus, mein alter Geſpiele und Freund! Wie freue ich mich, daß Du auch in L. biſt! Wie freue ich mich, Dich zu ſehen! Ich komme Freitag-Abend um acht Uhr auf dem . . . Bahnhof in L. an. Hole mich ab, wenn Du kannſt. . . .“

Und als ich in L. ankam, war Renatus am Bahnhofe. Wie es eigentlich kam, daß wir uns beide erkannten und fanden, das weiß ich nicht mehr zu ſagen. Aber wir fanden und grüßten und küßten uns. Wir hatten uns ſeit zwölf Jahren nicht geſehen. Er war etwas ſtill und einſilbig, ging auch bald weg und ſagte, er wolle mich den nächſten Morgen in meiner Wohnung aufſuchen. Mir fiel das nicht auf, weil eine ganze Anzahl meiner künftigen Hausgenoſſen mit einem Wagen da waren, um mich abzuholen. Daß er bleich und mager war und krank und elend ausſah, das fiel mir auf. Aber ich ſagte nichts.

Am andern Morgen um ſechs Uhr kam ich von der gemeinſchaftlichen Andacht und Frühmahlzeit in mein Zimmer herunter. Gleich als ich die Thür aufmachte, ſah ich Renatus auf einem Stuhl am Fenſter ſitzen und vor ſich hinſtarren. „Ei, Renatus“, rief ich erſtaunt, „ſo früh? Gott grüße dich!“

Aber ich kriegte keine Antwort. Er blickte auch nicht auf. Er blieb geſenkten Hauptes ſitzen und ſtarrte weiter vor ſich hin.

Ich trat auf ihn zu. Ich legte die Hand auf ſeine Schulter. „Biſt du krank, Renatus?“

Er blickte immer noch nicht auf. Aber er antwortete. Er antwortete: „Ich bin nur gekommen, um dir zu ſagen, daß ich ein ganz elender und verlorener Menſch bin. Ich habe gehört, daß du ein Chriſt geworden biſt. Da habe ich gedacht, daß ich bei dir ein wenig Troſt finden könnte. Aber Umgang haben kannſt du mit mir nicht, dazu bin ich zu ſchlecht."

„Was iſt denn mit dir, Renatus?" ſagte ich.

„O, ich will dir's ſagen", antwortete er, immer die Augen zu Boden geſchlagen. „Ich bin ein Onaniſt[1]) ſeit Jahren. Und dadurch habe ich mir Leib und Seele verderbt. Ich kann mich auch nicht mehr ändern. Bei mir iſt alle Hoffnung verloren. O Gott, o Gott!"

Ich ſchwieg einen Augenblick. Denn ich war ſehr beſtürzt. Dann wollte ich verſuchen, dem armen Freunde das zu geben, was er bei mir ſuchte: Troſt. Aber ehe ich das rechte Wort finden konnte, fuhr er zu ſprechen fort. „Und das iſt noch nicht alles, das iſt noch das Geringſte", ſagte er; „ich habe auch ein zweites Geſicht."

Ich verſtand ihn nicht. Ich wußte nicht, was er meinte. „Ein zweites Geſicht, Renatus?" ſagte ich, „was iſt denn das?"

Da ging plötzlich eine ſchreckliche Veränderung mit ihm vor. Er ſprang vom Stuhle auf. Er legte ſeine Hände auf meine Achſeln. Er drückte ſein Geſicht faſt in meines. Und er ſah mich mit Augen an, die ich nicht beſchreiben kann. Es lag in ihnen eine Welt zugleich von Bosheit und von Schauder. Und als ich in dieſe Augen blickte, da ergriff auch mich ein Schauder und zugleich ein Haß, ein Haß, ſodaß ich ihm gleich hätte ins Geſicht ſchlagen können. Und er ſchrie mir ins Geſicht: „Ich bin vom Teufel beſeſſen!"

Ohne zu wiſſen, was ich that oder warum ich es that, ſchloß ich ihn feſt in meine Arme. Da fühlte ich, wie er in meinen Armen ſchwer wurde und zuſammenbrach; und als ich meine Arme lockerte, ſank er zu Boden, und weinte, und jammerte, und betete, und fluchte — verfluchte ſich ſelbſt. Es dauerte lange, bis ich ihm aufhelfen und ihn zu meinem Sofa führen konnte. Da wurde er endlich ruhiger, ſodaß er mir wenigſtens Red und Antwort ſtand.

Und nun kriegte ich, zuerſt brockenweiſe, dann zuſammenhängender, eine entſetzliche Geſchichte zu hören, eine Geſchichte, die — daß ich ſo ſage — zwei Teile hatte. Der arme Renatus erzählte mir nämlich von Sünde und von Sündenfluch. Was er mir von ſeiner Sünde erzählte, das war klar genug. Was er mir aber von dem auf ſie folgenden Fluch ſagte, das — was ich davon denken ſollte, das war mir damals nicht ganz klar, und iſt's heute noch nicht.

Ich will kurz zuſammenfaſſen, was er mir durch ganze Stunden erzählte.

---

1) Ein Onaniſt iſt ein Menſch, der Onanie oder heimliche Selbſtbefleckung treibt. 1 Moſ. 38, 9. In der engliſchen Sprache nennt man dieſe Sünde *selfabuse*.

Zuerſt erzählte er mir, wie — in ſeinem zwölften Jahre! — ein „guter Freund“ ihn gelehrt habe, daß und wie er ſich mit ſeiner Hand an ſeinem Leibe überaus angenehme Gefühle erwecken könne. Aber, habe der „Freund“ geſagt, das müſſe er heimlich thun, denn wenn ſeine Eltern das merken würden, ſo würden ſie es keinenfalls leiden wollen. Und er habe es verſucht, und habe es wirklich ſehr angenehm gefunden. Und er habe es wiederholt und wiederholt. Bald ſei kaum ein Tag verfloſſen, an welchem er es nicht gethan habe. Manchmal habe es ihm weh gethan, da habe er es denn für eine kleine Zeit ſein laſſen. Aber immer habe er es wieder angefangen. Und je länger je mehr habe es ihm gefallen, je länger je mehr habe er es gethan und thun — müſſen. Er ſei matt, ſchwach, elend, krank geworden. Da habe ſein Vater ihm Medizin gegeben, Eiſen, Leberthran und dergleichen. Aber die habe nur ſo viel geholfen, daß er mit mehr Luſt ſeine Sünde habe fortſetzen können. So habe er es jahrelang getrieben. Dann habe ſich, ſagte er, Gott über ihn erbarmt. In ſeinem ſechzehnten Jahre ſei er von einer ernſten und langwierigen Krankheit befallen worden. Während dieſer habe er ſeiner Sünde nicht fröhnen können. Da habe er alſo eine gute Gelegenheit gehabt, ganz von ihr loszukommen. Er habe ſich auch vorgenommen, ſie nun zu laſſen. Aber kaum geneſen, habe er ſie wieder angefangen. Wiederum habe Gott ſich über ihn erbarmt: Sein Vater habe ihn eines Tages beim Onanieren überraſcht, und habe ihn ernſt vorgenommen, und habe ihn ausgefragt; und er habe ſeinem Vater alles geſagt; und ſein Vater habe ihm klar vorgeſtellt, wie dies Laſter einen Menſchen ganz ruiniere; und er habe ſeinem Vater verſprochen, davon abzulaſſen; und ſein Vater habe ihn fortan ſtreng beaufſichtigt, habe ihn, zum Beiſpiel, bei ſich ſchlafen laſſen. Er (Renatus) habe nun auch wirklich mit aller Macht wider das böſe Laſter gekämpft. Aber oft, oft ſei er zu ſchwach geweſen, der böſen Luſt zu widerſtehen. Das habe er ſeinem Vater auch bekannt. Und ſein Vater ſei ſehr freundlich und gut geweſen und habe ihm auf alle mögliche Weiſe zu helfen geſucht.

Als er, ſo erzählte Renatus weiter, gerade vor ſeinem Abgang vom Gymnaſium[1]) geſtanden habe, da ſei ſein lieber Vater geſtorben. Das habe ihn auf das tiefſte betrübt, und er habe ſich gefühlt, als ob er nun allen Halt verloren habe. Aber da habe er den Vorſatz gefaßt, Theologie zu ſtudieren, weil er gemeint habe, daß ihn das beſſer machen werde. Und er habe die Univerſität E. bezogen, habe ſich als Studenten der Theologie einſchreiben laſſen und ſei in eine „Burſchenſchaft“ eingetreten, das heißt, in eine Studentenverbindung, die ſtreng auf Keuſchheit hält und geſelliges Weſen und Leibesübung pflegt. Aber — das habe alles nicht geholfen.

---

1) Ein Gymnaſium nennt man in Deutſchland ein College, auf welchem man Sprachen und andere Vorbereitungswiſſenſchaften lernt, ehe man auf der Univerſität die eigentliche Fachwiſſenſchaft ſtudiert.

Im Gegenteil. Gerade jetzt ſei er in ſeine Sünde auf die allerentſetzlichſte Weiſe zurückgefallen. Nicht nur täglich, ſondern des Tages öfters habe er fortan Onanie getrieben. In der Burſchenſchaft habe man das gemerkt und habe ihn ausgeſtoßen. Nach Ablauf eines Jahres habe er E. verlaſſen und ſei nach T. gegangen. Da habe er zwar weiter Theologie ſtudiert, aber beſſer ſei er auch da nicht geworden.

Und in T., ſo erzählte er, ſei der Fluch, der Fluch ſeiner Sünde über ihn gekommen. Zwar habe er ja ſchon ſeit Jahren Fluch genug von ſeiner Sünde gehabt. Schon ſeit Jahren, und in immer höherem Grade, ſei er ſchlaff an Leib und Seele. Jede körperliche Übung und Anſtrengung ermüde ihn ſofort. Was ein erquickender Schlaf ſei, das wiſſe er ſchon lange nicht mehr. Zu geiſtiger Arbeit ſei er völlig unfähig. Sein Gedächtnis ſei geſchwunden. Weder könne er den Vorleſungen der Profeſſoren ordentlich zuhören, noch zu Hauſe ein Buch mit Aufmerkſamkeit und Intelligenz leſen. Mitten im Wachen ſei er immer wie ein wüſt Träumender. Und in der Bibel zu leſen oder zu beten, das wage er nicht mehr. Denn die Bibel verdamme ihn allüberall; und wie ſolle er alſo ein Herz faſſen, zu beten? So ſei es, wie geſagt, ſchon ſeit Jahren geweſen. Aber der rechte Fluch ſei erſt in T. über ihn gekommen.

Als Renatus mit ſeiner Erzählung ſo weit gekommen war, wurde er unruhig und ängſtlich. Er rückte auf dem Sofa hin und her. Er ſah um ſich. Er ſtand auf und ging ans Fenſter. Er kam zurück und ſetzte ſich nah an mich heran. „Karl“, ſagte er, „bete, oder ſage wenigſtens einen kräftigen Bibelſpruch; denn ich fürchte mich.“ Dabei zitterte er, und ſeine Hand, mit welcher er die meine ergriff, war feucht und eiskalt.

Ich betete, oder ſagte einen Bibelſpruch; ich erinnere mich deſſen nicht mehr. Und ich redete ihm zu, ruhig zu ſein und weiter zu erzählen, da er mir ja erzählen wolle.

Und er wurde ruhiger und erzählte, wenn auch mit offenbarem Entſetzen, weiter.

In T., ſagte er, ſei er eines Abends zu Bette gegangen, habe aber, wie gewöhnlich, nicht einſchlafen können, und habe, wie gewöhnlich, ſeine Sünde gethan. Dann habe es ihn im Bett nicht leiden wollen, und er ſei aufgeſtanden und habe ſich, notdürftig bekleidet, an den Tiſch geſetzt. Da habe ihn plötzlich ein namenloſes Grauen gepackt. Er ſei wie verſteinert geworden. Er habe ſich nicht rühren können. Und er habe ſich gegenüber einen ſchwarzen Schatten geſehen. Der Schatten habe keine beſondere Geſtalt gehabt. Nur ſei es geweſen, als ob ein fürchterliches Auge aus dem Schatten heraus ihn anblicke. Und er habe eine Rede vernommen — nicht in lauter Stimme, überhaupt in keiner Stimme, und doch habe er ſie vernommen. Es ſei der Schatten geweſen, der zu ihm geſprochen habe. Und alſo habe er geſagt: „Ich bin ein Geiſt. Und du biſt mein. Und ich werde jeden Tag kommen und in dich fahren.“ Und dann ſei der Schatten in

ihn gefahren. Und er (Renatus) ſei dann für die Nacht ein ganz anderer Menſch geweſen. Er ſei voll Leben, voll Gedanken geweſen. Aber es ſei das eigentlich nicht ſein Leben, nicht ſeine Gedanken geweſen, ſondern Leben und Gedanken des böſen Geiſtes in ihm. Und er habe Papier und Tinte und Feder nehmen müſſen und die ganze Nacht ſchreiben, ſchreiben, ſchreiben. Was? Was der böſe Geiſt ihm eingegeben, ihm diktiert, ihn denken und ſchreiben gemacht habe. Am Morgen habe der Geiſt ihn verlaſſen, und da ſei er zuſammengebrochen und habe den ganzen Tag ſchier auf ſeinem Bette gelegen. Und fortan habe der böſe Geiſt ihn täglich beſucht, gewöhnlich des Nachts, oft auch bei Tage, und ſei in ihn gefahren. Das ſei aber immer eine unſägliche Qual geweſen, trotz der größeren Leibes- und Geiſteskraft, welche er während ſolcher Stunden gehabt.

Er habe verſucht, von dem Geiſte loszukommen. Er ſei zu Pfarrer Blumhardt nach Bad Boll gereiſt.[1]) Der habe ihn freundlich empfangen und in ſeine Anſtalt aufgenommen. Aber gleich zu Anfang ſeines Aufenthalts in Boll habe er (Renatus) eines Morgens mit andern Kranken im großen Verſammlungszimmer um den Kamin geſeſſen. Da ſei Blumhardt eingetreten und habe geſagt: „Meine Freunde, wir haben einen Beſeſſenen unter uns.“ Da ſei er (Renatus) ſofort von ſeinem böſen Geiſte beſeſſen worden und ſei aufgeſprungen und habe geſchrieen: „Das bin ich!“ Und der Geiſt habe ihn getrieben, furchtbare und ſchmutzige Reden zu führen. Alsdann habe Blumhardt die linke Hand über ihn ausgeſtreckt und die rechte gen Himmel gereckt, um ſie, wie er geſagt habe, einem Engel zu geben, und habe den böſen Geiſt im Namen JEſu beſchworen, auszufahren. Das habe aber nicht geholfen. Vielmehr habe der Geiſt ihn (Renatus) zu Boden geworfen und ihn vor der ganzen Geſellſchaft ſich auf unausſprechlich ſäuiſche Weiſe benehmen machen. Da habe ein Aſſiſtent Blumhardts geſagt: „Werft das Schwein vor die Thüre!“ Und man habe ihn aus der Anſtalt ausgewieſen.

Ich will gleich hier bemerken, daß ich nach dieſer Erzählung an Blumhardt ſchrieb und ihn fragte, ob Renatus wirklich bei ihm geweſen ſei. Die Antwort war: Ja, aber er wolle mit Renatus nichts mehr zu thun haben, da er nicht imſtande ſei, ihn zu heilen.

Was Renatus nun noch erzählte, war wenig. Von T. ſei er nach L. gegangen, immer um Theologie zu ſtudieren, und er ſei doch aufs völligſte ungeſchickt, wie fürs Studieren überhaupt, ſo inſonderheit für die Theologie. Seine Sünde treibe er auch hier weiter und könne nicht von ihr laſſen, und der Geiſt plage ihn hier wie in T. Und dann bat er mich auf das inſtändigſte und flehentlichſte, mich ſeiner anzunehmen und mich nicht von ihm abzuwenden.

---

1) Blumhardt war ein württembergiſcher Pfarrer, der durch Gebet Kranke und vom Teufel Beſeſſene heilte oder doch zu heilen meinte. Weil er großen Zulauf hatte, ſo richtete er einen beſonderen Kurort ein, das Bad Boll.

Ich mußte durchaus Muße haben, das Gehörte zu bedenken, zu verarbeiten, zu überlegen. Ich war davon überkommen. Ich war körperlich angegriffen. Nachdem ich ihm kurz geſagt hatte, daß bei JEſu jeder, auch er, Troſt und Rat finden könne, und nachdem ich ihm verſichert hatte, daß ich ihn gewiß nicht verlaſſen oder von mir weiſen wolle, bat ich ihn, jetzt nach Hauſe zu gehen und morgen wieder zu mir zu kommen.

Er ging ſtill weg.

3.

Und ich ſaß lange da und überlegte. Was Renatus von ſeiner Sünde geſagt hatte, das war gewiß wahr. Aber was er von dem böſen Geiſte und ſeiner Beſeſſenheit geſagt hatte, — war das Wirklichkeit? oder war es Wahnſinn? Item, war er wirklich leiblich vom Teufel beſeſſen, oder war er wahnſinnig? Ich konnte mir darüber nicht klar werden. Jedenfalls beſchloß ich, mich des armen Menſchen nach Kräften anzunehmen. Aber er ſollte mir auch nicht alle Zeit rauben dürfen. Er ſollte mit mir in die Vorleſungen gehen und bei mir ſtudieren. Das war mein Plan.

Renatus kam den andern Morgen *nicht*. Er kam für mehrere Wochen nicht. Und ich geſtehe: das war mir lieb. Ich hatte Zeit, mich in die neuen Verhältniſſe einzuleben. Ich war ja ſeit faſt zwei Jahren aus dem Univerſitätsleben heraus geweſen. Und nun wollte ich mein Studium ja ſo ganz anders betreiben, als früher. Ich beſuchte die Vorleſungen fleißig. Ich ſtudierte zu Hauſe fleißig. Ich lernte manchen bedeutenden Mann perſönlich kennen, deſſen Name weit und breit bekannt iſt. Ich wurde in die Kreiſe der beſten und anziehungsreichſten Geſellſchaft eingeführt. In dem Hauſe, in welchem ich wohnte, hatte ich die beſten Genoſſen, Genoſſen des Glaubens und des Studiums. Ich fühlte mich unendlich glücklich.

Da, eines Morgens, war Renatus wieder da. Er habe mich nicht mit ſeiner unliebſamen Gegenwart behelligen wollen — nein, der böſe Geiſt habe es nicht gelitten, daß er zu mir komme, ſagte er. Aber jetzt könne er es nicht mehr aushalten. Er werde zu ſehr geplagt. Dieſen Morgen habe er den Entſchluß gefaßt, wieder zu mir zu gehen. Der böſe Geiſt habe ihn hindern wollen, aber er ſei durchgebrochen. Der böſe Geiſt ſtehe vor meiner Stubenthüre. Er habe geſagt, da dürfe er nicht herein, ſobald er (Renatus) aber herauskomme, werde er (der böſe Geiſt) wieder in ihn fahren.

Ich ging zur Thüre und öffnete ſie, um nach dem Geiſt zu ſehen. Renatus folgte mir, ſich furchtſam an mich haltend, und ſagte: „Ja, du kannſt den Geiſt nicht ſehen, den ſehe nur ich. — Ah, er iſt wirklich nicht da, er iſt geflohen!“

In die Stube zurückgekehrt, legte Renatus einen großen Pack Papiere vor mich hin. „Das hat mich der Geiſt ſchreiben machen, ſeit ich bei dir war. Du kannſt es leſen.“

Ich wollte es nicht leſen, ſchloß es aber in mein Pult.

Nachdem ich eine Weile mit Renatus geſprochen, führte ich ihn zu unſerm Seelſorger, dem trefflichen Magiſter S., und ließ ihn mit dem allein, ſagend, er ſolle ſich dieſem eröffnen, und ging in meine Vorleſungen. Am Abend nahm ich die mir von Renatus gegebenen Papiere und brachte ſie dem Magiſter S., daß er ſie leſe, und mich dann berate, was mit Renatus zu thun. Der Magiſter S. wollte denn auch dieſe Papiere erſt leſen, ehe er mir irgend etwas ſagte. Ich ſollte am Morgen wiederkommen.

Am Morgen — Renatus war nicht zu mir gekommen — ging ich zu Magiſter S. Der war ſehr einſilbig. Ganz kurz gab er mir den Beſcheid, Renatus ſei infolge ſeiner Onanie leiblich und geiſtig zerrüttet und — ſei wirklich vom Teufel beſeſſen. Doch ſolle ich mich ſeiner treulich annehmen. Die Papiere aber ſolle ich nicht leſen. Die ſeien zu entſetzlich.

Ich ließ die Papiere da und ging in die Vorleſung.

Den nächſten Morgen kam Renatus. Ob ich die Papiere geleſen habe? „Nein, ich will ſie auch nicht leſen. Ich will auch nicht hören, was dir alles eingegeben wird.“ Was Magiſter S. zu mir geſagt habe? Er war ein wenig — wie ſoll ich ſagen? — frech und barſch mit ſeinen Fragen. Ich antwortete daher: „Das geht dich nichts an.“ „Aber ich will's wiſſen!“ ſagte er laut. Ich machte die Thüre auf und ſagte: „Geh heim. Und wenn du artig geworden biſt, ſo komme wieder.“ Ich that das deshalb, weil ich ſo ein Gefühl hatte, daß ich alle Macht über ihn verlieren würde, wenn ich ihn patzig werden ließe. Er ging.

Furchtbar bleich und elend kam er den folgenden Morgen wieder. Er habe eine entſetzliche Nacht gehabt, ſagte er. Gleich vor meiner Thüre, als ich ihn geſtern fortgeſchickt, ſei der Geiſt in ihn gefahren und habe ihn den ganzen Tag und die ganze Nacht auf das ſchrecklichſte geplagt und gequält dafür, daß er bei mir Befreiung geſucht habe. Und nun bat der arme Menſch auf das allerflehentlichſte und unter bitteren Thränen, daß ich ihn bei mir behalten möchte, denn wenn er bei mir ſei, ſo habe der böſe Geiſt keine Gewalt über ihn.

Was ſollte ich thun? Ich ſagte, er möge bei mir bleiben. Und ich ließ in meiner Stube noch ein Bett aufſchlagen. Und, kurz, er blieb bei mir. Etliche Zwiſchenfälle abgerechnet, war er auch ganz ruhig und zufrieden. Er ging mit mir in die Vorleſungen; er arbeitete mit mir — das wollte freilich nicht recht gehen, immer und immer wieder ertappte ich ihn beim Träumen; er ging mit mir zu den Mahlzeiten; er nahm an den gemeinſchaftlichen Andachten im Hauſe teil; er ging mit uns, mit meinen Hausgenoſſen und mir, ſpazieren; er ſchlief in meiner Stube. Ja, er ſchlief meiſt wirklich ziemlich gut. Ich weiß das. Denn ich konnte nun nicht ſchlafen. Es iſt nicht ganz leicht, ſich ruhig hinzulegen und einzuſchlafen, wenn man in einem Zimmer, ja, in einem ganzen Stockwerk, allein iſt mit einem Menſchen, der vom Teufel beſeſſen oder doch zum wenigſten wahnſinnig iſt. Ich hielt das eine Woche aus. Dann konnte ich nicht mehr.

Ich zog daher einen Hausgenoſſen ins Vertrauen und bat ihn, für einige Tage in meinem Bette zu ſchlafen, mich aber in dem ſeinen ſchlafen zu laſſen. So geſchah's. Und als ich ausgeruht war, nahm ich meinen Poſten wieder ein. Dann ließ ich mich wieder ablöſen. Und endlich — der Menſch gewöhnt ſich ja an alles —, endlich konnte ich ganz gut ſchlafen trotz Renatus. — Von ſeiner Sünde ließ er aber, auch während er bei mir war, nicht ab, und alle Vorſtellungen meinerſeits machten ihn zwar ſeufzen und weinen und klagen, halfen aber nichts.

Die Zwiſchenfälle, die ich oben erwähnte, waren folgende.

Eines Tages wollte er ſich aus ſeinem Logis reine Wäſche holen. Er blieb lange weg. Als er wiederkam, ſagte er, er habe Profeſſor D. getroffen und habe ihn beleidigt, und bat mich, mit ihm zu dem Profeſſor zu gehen, denn er wolle Abbitte thun. Ich ging mit. Der Profeſſor war, als er Renatus ſah, offenbar etwas ängſtlich. Als wir Platz genommen hatten — der Profeſſor ziemlich weit von uns entfernt — ſagte Renatus: „Herr Profeſſor, bitte, vergeben Sie mir die Unhöflichkeit, mit welcher ich Ihnen begegnet bin."

„Aber, lieber Herr . . . ", ſagte der Profeſſor, „Sie ſind ja gar nicht unhöflich gegen mich geweſen."

„Vergeben Sie mir, Herr Profeſſor!" ſagte Renatus laut.

„Ja, da iſt ja nichts zu vergeben", ſagte der Profeſſor.

Auf ſprang Renatus. „Herr Profeſſor", ſchrie er, „ich bin von einem Geiſte beſeſſen und habe Sie beleidigt! Bekennen Sie das augenblicklich!"

Ich ergriff Renatus am Arm. Er ſetzte ſich ruhig wieder hin. Der Profeſſor aber bekannte, daß er wirklich beleidigt worden ſei und vergab. Dann gingen wir heim.

Der arme Profeſſor kriegte bald darauf ohne mein Wiſſen und Beiſein noch einen Beſuch von Renatus, bei welchem dieſer ihn überzeugte, daß wirklich ein Geiſt in ihm wohne, denn er ſagte ihm Geheimniſſe, die nur der Profeſſor kannte, und las ihm einen Brief vor, der in des Profeſſors geheimem Schubfache verſchloſſen war. Doch war der Profeſſor — ein weltberühmter Theologe — im Zweifel, ob der Geiſt ein guter oder ein böſer ſei. „Denn", ſagte er ſelbſt bei einer zufälligen Begegnung zu mir, „der Menſch hat mir ſo viele himmliſche Offenbarungen mitgeteilt, daß ich ſchwer glauben kann, daß die von einem böſen Geiſte ſtammen." 2 Kor. 11, 14.

Ein anderes Mal, auf einem Spaziergange, machte ein Freund mir verwunderte Vorwürfe, daß ich den Renatus ſo bevormunde. Er wußte eben um die Sache nicht. Renatus ging mit einem andern ſo weit vor uns, daß er poſitiv nicht hören konnte, was ich ſagte. Ich war genötigt, dem Freunde auseinanderzuſetzen, daß Renatus nicht ganz zurechnungsfähig ſei. Da blieb Renatus ſtehen, wartete auf mich, nahm mich beiſeite und ſagte: „Der Geiſt iſt eben zu mir gekommen und hat mir geſagt, daß du von mir geſprochen haſt" (nun ſagte er ganz genau meine Worte). „Aber ich bin ebenſowenig verrückt, wie du."

Wieder ein anderes Mal waren wir zuſammen in der gemeinſamen Abendandacht des Hauſes. Renatus ſtand beim Gebete neben mir. Da ſagte er plötzlich: „Der Geiſt kommt über mich.“ Ich nahm ihn ſofort beim Arm und führte ihn in mein Zimmer. Da angekommen, ſagte er: „O Karl, bete mit mir!“ Ich kniete nieder. Er auch. Ich legte mein Geſicht auf meine auf dem Tiſche ruhenden gefalteten Hände und fing an zu beten. Da ſprang er plötzlich auf mich und würgte mich. Nur mit großer Mühe konnte ich meine Hände löſen und mich gegen ihn wenden. Sobald ich ihm in die Augen blicken konnte, ließ er ab von mir und ſank weinend in einen Stuhl und ſchluchzte: „Wenn der Geiſt über mich kommt, ſo haſſe ich dich und möchte dich umbringen. Und doch habe ich dich ſo lieb. Habe Nachſicht mit mir! Aber ich bin verloren. Ich werde mir das Leben nehmen.“ Ich antwortete: „Renatus, wenn du dir das Leben nimmſt, ſo . . .“ — nun, es iſt nicht nötig, zu ſchreiben, was ich weiter ſagte. Es würde meinen Leſern etwas lächerlich vorkommen. Aber es wirkte. Er ward ruhig und ſchlief gut die Nacht. Ich nicht.

Ich beſchloß vielmehr, der Sache nun ein Ende zu machen, und ſchrieb einen Brief an ſeine arme Mutter, meine liebe „Tante Doktor“. Ich ſchrieb ihr ſo ſchonend wie möglich, Renatus ſei geiſteskrank und müſſe in einer Anſtalt untergebracht werden. Ich fragte, ob ich das ins Werk ſetzen ſolle, oder ob ſie ſelbſt kommen wolle. Sie antwortete telegraphiſch, ſie werde dann und dann in L. eintreffen. Und ſie kam. Sie nahm Renatus zu einem Arzte. Renatus war ganz ruhig. Der Arzt, nach oberflächlicher Unterſuchung, urteilte, dem Renatus fehle nichts Ernſtes. Die Mutter ſolle ihn nur von den frommen Pietiſten fern halten. Sie ſolle eine Reiſe mit ihm machen. Das würde ſeine aufgeregten Nerven beruhigen.

So reiſte Renatus mit ſeiner Mutter denn ab, und zwar, wie der Arzt geraten, ohne Abſchied von mir zu nehmen.

Sie beſuchten meine Mutter und Geſchwiſter in E. Bei einer Mahlzeit erzählte Renatus von mir, wie ich mich ſeiner angenommen und ihm den Weg zur Seligkeit gezeigt habe. „Und, Mutter“, ſagte er, „in dieſe Seligkeit will ich dich jetzt bringen.“ Mit dieſen Worten nahm er das große Brotmeſſer und ſtand auf, um ſeiner Mutter den Hals abzuſchneiden. Aber meine älteſte Schweſter ſah mit raſchem Blick, um was es ſich hier handelte, und ſagte ganz ruhig: „Renatus, augenblicklich leg das Meſſer hin! Wenn der HErr JEſus deine Mutter in den Himmel nehmen will, wird Er ſelbſt kommen.“ Renatus ſagte: „Das iſt wahr“, und legte das Meſſer hin und war ruhig.

In E. iſt ein Irrenhaus, mit deſſen Direktor wir ſehr gut bekannt waren. Zu dem ſandte meine Schweſter und ließ ihn bitten, gleich zu kommen. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo war der Direktor da und nahm Renatus mit ſich.

Nach etwa einem halben Jahre kam ich in den Ferien nach E. und beſuchte auch den Direktor und erkundigte mich nach Renatus. „Der", antwortete er, „iſt durch Onanie hoffnungslos ruiniert. Aber er iſt jetzt ſtill. Er hat mir alles erzählt. Ich möchte gern ein kleines Experiment machen. Nehmen Sie ihn mit zu einem Spaziergange. Er wird ſich von Ihnen gewiß wieder zurückbringen laſſen. Erzählen Sie mir dann, wie er ſich benommen hat."

Ich ging mit Renatus, der ſehr erfreut war, mich zu ſehen, auf ein benachbartes Dorf. Dort nahmen wir einen Imbiß und kehrten dann zurück. Auf dem Rückwege wollte er durchaus, daß ich mit ihm an den Kanal gehen ſollte, um die großen Schleuſenthore zu ſehen. Es war Abend. Als er ſo ſehr drängte, blieb ich ſtehen, ſah ihn an und ſagte: „Renatus, was iſt es? Warum ſoll ich mit dir an die Schleuſen gehen?"

„Ach", antwortete er, „du weißt es ja; der Geiſt treibt mich, dich hinein zu werfen und zu ertränken."

Ich lieferte ihn im Irrenhauſe ab. Und das iſt das Letzte, was ich von Renatus geſehen habe.

Aber gehört habe ich ſpäter von ihm, wenn auch nur Weniges und Dürftiges, da ich nicht in Deutſchland blieb, und alſo manche Verbindung abgebrochen wurde.

Gehört habe ich, daß er nach Verlauf eines Jahres aus dem Irrenhauſe entlaſſen wurde; nicht gerade als geheilt, aber als harmlos. Dann bezog er wieder die Univerſität. Und machte ſein theologiſches Examen. Und wurde Pfarrvikar an einer reformierten Gemeinde Süddeutſchlands. Da predigte er ſo viel wahnwitziges Zeug von Engelerſcheinungen, daß die Gemeinde ſich beſchwerte. Er wurde verſetzt. Dann wurde er Pfarrer. Aber das Konſiſtorium mußte ihn bald mit einer kleinen Penſion in den Ruheſtand ſetzen. Vor kurzem hörte ich, daß er noch lebt. Verkommen, elend, ein früh gealteter, jämmerlich dahinſchlürfender Greis, lebt er in einer großen Stadt Süddeutſchlands, für ſich allein in einer gemieteten Stube hauſend und von alten Freunden und Bekannten Geld zu borgen ſuchend. Weiter weiß ich nichts von ihm.

Der allmächtige, barmherzige Heiland ſei dem armen Renatus gnädig!

4.

Vorſtehende Geſchichte, die nicht etwa eine erdichtete, ſondern eine wahre und ſelbſterlebte iſt, habe ich geſchrieben, um dadurch an meinem Teile vor der Sünde der Onanie oder heimlichen Selbſtbefleckung zu warnen.

Es iſt gewiß nötig, davor zu warnen. Es wird viel zu wenig davor gewarnt.

Denn dieſe Sünde iſt ganz ungeheuer verbreitet. Sie nagt, wie ein böſer Wurm, an dem Mark von viel Hunderttauſenden. Sie verderbt Hunderttauſende. Ein Vorſteher einer lutheriſchen Gemeinde ſagte 'mal zu mir:

„Alle jungen Leute thun das.“ Ich antwortete: „Nein, das iſt zu viel geſagt.“ Er ſprach: „Das iſt nicht zu viel geſagt; Sie wiſſen's nur nicht.“ Aber das iſt zu viel geſagt. Nicht alle thun dieſe Sünde. Aber zu viele, zu viele, ſchrecklich viele!

Und ſie ſchleicht ſich ſo unverſehens und heimtückiſch an einen Menſchen heran, dieſe Sünde; beſonders an junge Leute, die noch unerfahren und „dumm“ ſind. Bei denen erwacht die fleiſchliche Begierde. Und ehe ſie ſich's verſehen, ohne Vorſatz, haben ſie dann 'mal dieſe Sünde entdeckt, gethan. Und ſie hat ihnen geſchmeckt, ſie war ihnen ſüß. Und ſie thun ſie wieder — diesmal mit mehr oder weniger Vorſatz — und wieder und wieder — —. Und die Sünde gewinnt Macht über ſie. Sie werden Knechte und Sklaven der Sünde.

O mein Kind, mach die Augen auf, und erkenne, was für eine böſe Sünde das iſt, die ſo ſüß und unſchuldig an dich heranſchleicht!

Sehr häufig werden junge Leute auch durch andere zu dieſer Sünde verführt, wie das Beiſpiel des Renatus zeigt. Und ich will euch eins ſagen, ihr jungen Leute: Hierzulande ſind die shops und offices, in denen ihr arbeitet, meiſtenteils wahre Peſthöhlen in dieſer Beziehung. Was für ſchmutzige Reden kriegt man da zu hören, nicht wahr? Wie mancher wird da verdorben, der vor kurzem erſt vor dem Altar des HErrn ſeinen Taufbund erneut und gelobt hat, zu entſagen dem Teufel und all ſeinen Werken und all ſeinem Weſen! „Böſe Geſchwätze verderben gute Sitten.“ Aber „mein Kind, wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht!“ Hört, was ich ſage: Wenn ihr erſt 'mal den böſen und unreinen Geſchwätzen euer Ohr leiht oder ſie gar mitmacht, dann iſt die Sünde der heimlichen Selbſtbefleckung auch nicht mehr weit.

Und es iſt das wirklich eine Sünde, eine von Gott in ſeinem Wort verbotene Sünde, eine Sünde, welche der reine und heilige Gott haßt und verabſcheut und ſtraft. Das iſt wohl zu merken! Denn viele wollen ſich einreden und vom Teufel ſich einreden laſſen, daß das, was man ſo an ſeinem eigenen Leibe thue, niemand etwas angehe, ja, daß auch Gott nicht danach frage. Aber Gott fragt danach, ganz gewiß. Die heimliche Selbſtbefleckung iſt ein Teil des Sumpfes und Schlammes der Unreinigkeit und des verkehrten Sinnes, in welchem Gott aus gerechtem Gericht die Heiden dahingegeben hat, dieweil ſie Ihn nicht gepreiſet haben als einen Gott und es nicht geachtet haben, daß ſie Ihn erkenneten. Wie geſchrieben ſteht: „Darum hat ſie (die Heiden) auch Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüſte, in Unreinigkeit, zu ſchänden ihre eigenen Leiber an ihnen ſelbſt.“ Röm. 1, 24. Wenn du nun in dieſen heidniſchen Sumpf und Schlamm hineingehſt und darin dich wälzeſt — ſollte Gott nicht danach fragen? ſollte Gott das nicht haſſen und verabſcheuen? ſollte Gott dich nicht ſtrafen? Sage, iſt das nicht eine Sünde, eine greuliche und ſchreckliche Sünde? — Die heimliche Selbſtbefleckung gehört zu den Werken der Finſternis, die von

den Heiden und Gottloſen heimlich geſchehen, und von denen auch nur zu reden ſchändlich und widerwärtig und die Scham verletzend iſt. Sie fällt unter das Wort des HErrn: „Habt nicht Gemeinſchaft mit den unfruchtbaren Werken der Finſternis; ſtrafet ſie aber vielmehr. Denn was heimlich von ihnen geſchieht, das iſt auch ſchändlich zu ſagen.“ Eph. 5, 11. 12. Und das ſollte keine Sünde ſein? Das ſollteſt du thun dürfen? Mein Kind, laß dich nicht ſo gröblich verführen! Betrüge dich nicht ſelbſt!

Wer Onanie oder heimliche Selbſtbefleckung treibt, der thut und treibt eine von Gott klärlich verbotene Sünde und fröhnt einem heidniſchen, greulichen Laſter. Der kann kein Chriſt, kein Gotteskind ſein. Der kann ſich nicht Gottes durch Chriſtum getröſten. Der kann nicht ſeine Augen zu Gott aufſchlagen und kindlich ſagen: „Abba, lieber Vater!“ Der iſt vom Teufel und ein Kind des Teufels. Der Apoſtel Johannes ſchreibt durch den Heiligen Geiſt alſo: „Kindlein, laſſet euch niemand verführen. Wer recht thut, der iſt gerecht, gleichwie er (JEſus) gerecht iſt. Wer Sünde thut, der iſt vom Teufel; denn der Teufel ſündiget von Anfang. Dazu iſt erſchienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerſtöre. Wer aus Gott geboren iſt, der thut nicht Sünde; denn ſein Same (aus welchem er wiedergeboren iſt, nämlich das mächtige und durch den Heiligen Geiſt kräftige Wort Gottes) bleibet bei ihm, und kann nicht ſündigen; denn er iſt von Gott geboren. Daran wird's offenbar, welche die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels ſind.“ 1 Joh. 3, 7—9. Wer Onanie oder heimliche Selbſtbefleckung treibt, der ſcheidet ſich von Gott und der durch Chriſtum erworbenen Gnade Gottes und ergiebt ſich dem Teufel. Das iſt gewiß.

Auch, was ja freilich das Geringere iſt, leiblicher und zeitlicher Weiſe ſich gründlich zu ruinieren, iſt ein ſolcher auf dem beſten Wege. Denn wer einmal angefangen hat, Onanie zu treiben, der ſteht in der allerdringendſten Gefahr, dieſelbe immer mehr, immer maßloſer zu treiben. In neunzig unter hundert Fällen wird ein ſolcher bald ein willenloſer Knecht und Sklave ſeiner Sünde.

Du fragſt, welchen leiblichen und zeitlichen Schaden die ſo betriebene Onanie denn bringt?

Ich will dir's ſagen.

Sie ſaugt das Mark aus den Gebeinen. Sie nimmt die Lebenskraft. Sie entnervt. Sie macht matt, ſchwach, elend. Ein junger Menſch, der der Onanie fröhnt, bleibt in der körperlichen Entwickelung ſtehn, er hört auf, ſich körperlich ſo weiter zu entwickeln, wie er ſollte. Er wird älter, ohne ordentlich auszuwachſen; er wird alt, und bald alt, mit dem welken Leibe eines Siebzehnjährigen. Eine traurige, klägliche Erſcheinung! So ein Menſch gleicht einem Apfel, der in der Halbreife von einem Wurme geſtochen iſt. Ein ſolcher Apfel wächſt und reift nicht aus. Ein ſolcher

Apfel wird ja auch gewiſſermaßen reif; aber ſieh 'mal einen geſunden Apfel neben ihm an — das iſt doch ein ganz ander Ding! Und er fällt auch leicht ab, ſo ein wurmſtichiger Apfel, jeder Windſtoß mag ihn abſchütteln.

Und mit der Leibeskraft wird natürlich auch die Geiſteskraft und der ganze Charakter eines Onaniſten geſchwächt und verderbt. Ein Onaniſt wird ein ſchlaffer, träger, fauler, willensſchwacher Menſch. Er verliert alle Energie. Er möchte 'was werden; in ſeinem kranken Gehirn träumt er von großen Dingen, die er thun, von hohen Zielen, die er erreichen will. Aber ihm fehlt gänzlich alle Kraft, auch nur die nötigſten Dinge zu thun, auch nur das nächſte Ziel zu erreichen. Er iſt ein Waſchlappen. Es wird nichts aus ihm. — Er iſt ein Duckmäuſer. Er ſcheut den Umgang mit leiblich und geiſtig friſchen Altersgenoſſen. Er fühlt, daß er zu dieſen nicht paßt. Er paßt auch nicht zu ihnen. Er ſetzt ſich in den Winkel und lieſt ſchlechte Romane. Oder er ſucht zuweilen die Geſellſchaft älterer Leute, die ihn nicht erkennen, und ſchwatzt denen viel vor, und dünkt ſich dann 'was Großes zu ſein. Es iſt erſtaunlich: ſo ein elender Onaniſt iſt gewöhnlich ſehr hochmütig, krankhaft hochmütig. Und ein Lügner iſt er. Das iſt auch ganz natürlich. Sein ganzes Weſen iſt ja eine Lüge. Mit ſeiner heimlichen, verſteckten Sünde belügt er ja täglich ſeine ganze Umgebung. So wird ihm die Lüge zur zweiten Natur. Und wie er zu ſchwach iſt, ſeine Sünde abzulegen, und zur Tugend zurückzukehren, ſo iſt er auch zu ſchwach, das Lügen zu laſſen und die Wahrheit zu ſagen.

O, wie viele Menſchen, die leibliche und geiſtige Ruinen ſind, ſind das durch die Onanie geworden! Die Irrenhäuſer werden zum großen Teile durch die Onanie gefüllt.

Mit Einem Wort — eine Leib und Seele, eine zeitlich und ewiglich verderbende, greuliche Sündenpeſt iſt die heimliche Selbſtbefleckung oder Onanie.

Und doch — auch für ſie giebt es Heilung, auch aus ihr giebt es Errettung.

Heilung und Errettung giebt es, wenn es durch die Onanie mit einem Menſchen ſchon zum Äußerſten gekommen iſt, wenn ſie alſo eines Menſchen Leib und Seele ſchon ganz zerfreſſen hat. Und Heilung und Errettung giebt es, wenn es durch die Onanie mit einem Menſchen noch nicht zum Äußerſten gekommen iſt, wenn ſie alſo einen Menſchen leiblich und geiſtig noch nicht gänzlich zu Grunde gerichtet hat.

„Halt!“ ſpricht einer, „wenn die Onanie einen Menſchen nach Leib und Seele ſchon ganz zerfreſſen und ihn ſchon gänzlich zu Grunde gerichtet hat, auch dann ſoll es noch eine Heilung und Errettung geben?“

Ja, ganz gewiß. Es giebt einen Arzt, der auch dann noch heilen und erretten kann und will. Das iſt der HErr JEſus Chriſtus. Wenn zum Beiſpiel Renatus, mit dem es gewiß zum Äußerſten gekommen iſt, wenn

der, von Gottes Geiſt gezogen, zum HErrn JEſu Chriſto kommt und ihn anruft und ſpricht: „HErr, hilf mir!“ — nun, was meinſt du? was wird der HErr JEſus dann ſagen? Wird der HErr JEſus dann ſagen: „Renatus, dir kann ich mit dem beſten Willen nicht mehr helfen, denn mit dir iſt es ſchon zu weit gekommen“? Oder wird der HErr JEſus ſagen: „Renatus, dir will ich nicht mehr helfen, denn du haſt es zu arg gemacht“? Was meinſt du? wird der HErr JEſus ſo reden? Gewiß nicht. Der HErr JEſus ſagt in ſeinem Worte: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausſtoßen.“ Joh. 6, 37. Und der Heilige Geiſt, der Geiſt Chriſti, ſagt: „Wo aber die Sünde mächtig worden iſt, da iſt doch die Gnade viel mächtiger worden.“ Röm. 5, 20. Wenn alſo Renatus zu dem HErrn JEſus kommt, dann kann und will der HErr JEſus auch ihn noch heilen, auch ihn noch erretten.

Du fragſt mich, lieber Leſer: „Meinſt du, daß der HErr JEſus auch aus Renatus noch einen leiblich und geiſtig geſunden Menſchen machen wird?“

Das habe ich nicht geſagt. Der HErr JEſus kann das thun, denn er iſt allmächtig. Aber ich ſage nicht, daß er es thun wird. Zeitlicher Weiſe heilt er ja manchen Kranken nicht. Aber das kann und will und wird der HErr JEſus gewiß thun, daß er dem Renatus, wenn er ihn im Glauben bittet, ſeine Sünde vergiebt, und ihn von der Herrſchaft ſeiner Sünde befreit, und ihn endlich ſelig macht. Glaubſt du das nicht auch? Alſo auch ein Menſch wie Renatus ſoll nicht verzagen, ſondern zu JEſu gehen, der hilft ihm.

Nicht jeder, der Onanie treibt, kommt in einen ſo ſchrecklichen Zuſtand, wie Renatus. Und mancher, der Onanie treibt, befindet ſich noch einigermaßen wohl und munter. Ein ſolcher möchte, wenn er dieſe Geſchichte leſen würde, daher ſagen: „Bei mir hat die Onanie aber nicht ſo ſchlimme Folgen gehabt, es muß alſo doch wohl nicht ſo gefährlich ſein, wie es hier gemacht iſt.“ — O du Erzböſewicht! Bei dir hat die Onanie noch nicht ſo ſchlimme Folgen gehabt? Nein? Nun, ich glaub's. Vielleicht biſt du ſtärker und kräftiger wie Renatus. Vielleicht haſt du's noch nicht ſo arg oder ſo lange getrieben wie er. Vielleicht hat es Gott nicht gefallen, dich gerade in ſolche Strafe zu geben, wie den Renatus. Und da meinſt du, es werde nicht ſo gefährlich ſein? Höre! Du biſt dennoch ein Selbſtverderber; nicht nur ein Selbſtbeflecker, ſondern auch ein Selbſtverderber. Du verderbſt ſelbſt und mutwillens deinen Leib und deine Seele. Treib's nur ſo fort, dann wirſt du es ſchon noch erfahren. Und wer ſteht dir dafür, daß es mit dir endlich nicht ebenſo ſchlimm oder noch ſchlimmer wird, wie mit Renatus? Und jedenfalls, wie ſchon angezeigt, ſündigſt du gröblich wider Gott und ſcheideſt dich von Gottes Gnade und ergiebſt dich dem Satan. Und dieſer, der Satan, der meint's gut mit dir, wie? Ja, er wird dir zeigen, wie gut er's mit dir meint, wenn du nicht beizeiten dich bekehrſt und zu JEſu fliehſt.

Ich ſage nun ſo: Wenn es mit einem Menſchen, der Onanie treibt, noch nicht ſo weit gekommen iſt, wie mit dem Renatus, oder wenn bei einem Menſchen die Sünde erſt angefangen hat zu herrſchen, oder wenn ſie bei ihm noch nicht ſo ſehr ſchädliche Folgen gehabt hat, — dann ſoll ein ſolcher Menſch ſie doch nicht für gering oder für ungefährlich halten. Nein, ein ſolcher Menſch ſoll vielmehr dafürhalten, daß er unter einem grimmen Höllentier liegt, das ihm Leib und Seele verderben will. Und er ſoll voll Schreck und Reue im Glauben nach JEſu ſchreien und ihn anrufen und ſprechen: „HErr, hilf mir!“ Dann — nun, was dann? Dann iſt der HErr JEſus gleich da und vergiebt ihm ſeine Sünde, und legt ihm ſeine Gnade bei, und macht ihn von der Herrſchaft der Sünde los, und macht ihn endlich ſelig, und — ein ſolcher Menſch kann auch zeitlich und leiblich und geiſtig ein ordentlicher und tüchtiger Menſch werden. Ja, ja, das kann er. Nur nicht verzagen, nur nie verzagen!

Lieſt dies vielleicht jemand, der in die ſchreckliche Sünde der Onanie geraten iſt, und der in ihr liegt, und bei dem ſie ſchon angefangen hat, ihren Fluch auszuwirken, und der erſchrocken iſt, und dem ſeine Sünde von Herzen leid iſt, und der weiß, daß er ſich nicht ſelber helfen kann, und der JEſu Hilfe und Erbarmen begehrt?

Zu dem ſage ich: Rufe nur getroſt JEſum an, der wendet ſich nicht von dir, der hilft dir, der nimmt dich zu Gnaden an und macht dich von deiner Sünde frei. Der HErr JEſus hat ein leiſes Ohr für ſolches Rufen, und er hat ein mehr als mütterliches Herz, er erbarmt ſich über dich, er errettet dich von deiner Sünde. Sobald du nur anfängſt zu rufen, ſobald hört er und ſchenkt dir ſeine Gnade, ſeine vergebende und helfende und heilende Gnade. Laß aber nur nicht ab — hörſt du? — laß nur nicht ab, ihn anzurufen. Sonſt gewinnt die böſe Sünde wieder Macht über dich. Rufe täglich JEſum an, rufe, wo du gehſt und ſtehſt, wo du ſitzeſt und liegſt. Und kämpfe wider die böſe Luſt! Kämpfe — JEſus hilft dir zum Siege. Ja, er hilft, ganz gewiß. Aber er will, daß du kämpfeſt, wacker kämpfeſt, in ſeiner Kraft, in ſeiner Kraft, die er dir beilegt.

Du ſprichſt: „Was ſoll ich denn thun, daß ich wider die böſe Sünde kämpfe? Wie ſoll ich kämpfen?“

Ich will dir's kürzlich ſagen.

Gebrauche vor allen Dingen auf das fleißigſte JEſu Wort. Das verſichert dich armen, verzweifelten Sünder der Gnade deines Heilandes und macht dich derſelben ganz gewiß. Und ſo giebt es dir den Heiligen Geiſt, den Geiſt der Weisheit und der Erkenntnis, der Gnade und des Gebetes, der Kraft und der Stärke, der Heiligung und der Furcht Gottes. Und ſo empfängſt du himmliſchen Mut und göttliche Kraft, den Kampf wider die allerdings mächtige Sünde freudig aufzunehmen und ſiegreich zu beſtehen. Und dann ſetze dich nicht in die verfluchten einſamen Sündenwinkel (du kennſt ſie ja!) hinein, ſondern arbeite und ſchaffe und werde rechtſchaffen müde. Und

in deinen Mußeſtunden ſuche die Geſellſchaft chriſtlicher und friſcher Geſellen. Und dann gehe mit Gebet zu Bett und ſchlafe ein mit guten Gedanken. Und morgens, wenn du wach wirſt, wälze dich nicht lange im Bette herum. Das würde dir furchtbar gefährlich ſein; gerade dann würde dich dein Fleiſch und der Teufel auf das heftigſte verſuchen. Sondern ſobald du wach wirſt, ſo rufe: „HErr, hilf mir!“ und ſpringe aus dem Bett, als wenn da der Teufel bei dir läge. Ja, ja, gerade ſo. Und dann nach Frühſtück und Morgenandacht wieder an die Arbeit! Und lies keine ſchlechten Novellen, die deine arme, unreine Seele wieder von neuem mit unreinem Feuer entzünden würden, und leihe dein Ohr nicht ſäuiſchen Reden.

Mehr kann und will ich dir nicht raten. Kämpfſt du ſo, ſo kämpfſt du recht, und ſo wirſt du den Sieg behalten. JEſus hilft dir. Rufe JEſum nur immer an! Nicht wahr, du brauchſt nicht zu verzagen? Nein, nein, du wirſt ſiegen, und wirſt auch leiblich und geiſtig und zeitlich ein tüchtiger und brauchbarer Menſch werden.

Eins will ich noch bemerken. Sollte dein Zuſtand ſo ſein, daß du meinſt, ärztliche Hilfe nötig zu haben, ſo gehe zu einem ordentlichen und vernünftigen Arzt und laß den dir raten. Aber halte dich fern von den Quackſalbern und ihren Geheimmitteln, davon du in den Zeitungen die Anzeigen findeſt! Die ſind nichts wert. Die ſind im Gegenteil gefährlich.

Der HErr JEſus behüte und helfe euch, meine lieben jungen Freunde!

Von viererlei Acker.

I. Einleitung.

1. Was hat JEſus auf Erden als Prophet gethan? Er hat gelehret.

2. Welchen Weg hat er uns gelehret? Den Weg zur Seligkeit hat er uns gelehret.

3. Dabei hat er oftmals dem Volk aus dem menſchlichen Leben oder aus dem Reiche der Natur erzählt, um ihnen an ſolchen Bildern die Wahrheiten des Wortes Gottes zu zeigen. Aus dem menſchlichen Leben erzählte er z. B. vom Phariſäer und Zöllner. Wer von dieſen ging gerechtfertigt hinab in ſein Haus? Der Zöllner ging gerechtfertigt in ſein Haus.

4. Wem aber waren die Sünden nicht vergeben? Dem Phariſäer waren die Sünden nicht vergeben.

5. Was wollte JEſus an dieſen Männern lehren? Wem die Sünden vergeben ſind und wem nicht.

6. Wem werden nämlich durch das Amt der Schlüſſel die Sünden vergeben? Dem Bußfertigen werden ſie vergeben.

7. Wem werden ſie behalten? Dem Unbußfertigen werden ſie behalten.

8. Mit wem vergleicht JEſus im Gleichnis die Unbußfertigen? Mit dem Phariſäer.

9. Mit wem die Bußfertigen? Mit dem Zöllner.

Eine Erzählung aus dem menſchlichen Leben mit einer Deutung iſt ein Gleichnis. Wiederhole!

10. Woher nahm JEſus das Gleichnis vom Phariſäer und Zöllner? Er nahm es aus dem menſchlichen Leben.

11. Auf wen wird es gedeutet? Auf die Bußfertigen und Unbußfertigen wird es gedeutet.

Heute wollen wir ein Gleichnis aus der Natur betrachten.

12. Welche Überſchrift trägt unſere Geſchichte? Von viererlei Acker.

II. Gleichnis.

(Der Lehrer erzählt die Geſchichte nach „Bibliſche Geſchichten für Mittelklaſſen und gemiſchte Schulen".)

13. Wo erzählte JEſus dies Gleichnis? Er erzählte es am See Genezareth.

14. Was benutzte er als Kanzel? Ein Schiff benutzte er als Kanzel.

15. Wo ſtanden ſeine Zuhörer? Sie ſtanden am Ufer.

16. Wie beginnt das Gleichnis? „Es ging ein Säemann aus, zu ſäen ſeinen Samen."

17. Wohin ſäete er den Samen? Er ſäete den Samen auf den Acker.

18. Wie vielfach war der Boden? Er war viererlei.

19. Wohin fiel beim Säen ein Teil des Samens? Er fiel auf den Weg.

20. Dieſer Same konnte nicht in das Land eindringen, alſo auch nicht wachſen. Was berichtet JEſus von dieſem Samen? Er ward vertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen's auf.

21. Was konnte der Säemann von dieſem Teil des Ackers nicht erwarten? Er konnte keine Frucht erwarten.

22. Wohin fiel ein zweiter Teil des Samens? Er fiel auf den Fels.

23. Hier fand der Same wohl eine dünne Decke guten Landes. Was aber war unter der dünnen Decke? Der Fels war unter der dünnen Decke.

24. Wofür muß jedoch die Pflanze viel gute Erde haben? Für die Wurzeln muß die Pflanze viel gute Erde haben.

25. Was für Wurzeln treibt ſie dann? Sie treibt tiefe Wurzeln.

26. Zum Keimen genügt ein wenig gute Erde. Was iſt denn auch der Pflanze möglich, ſo lange ſie ein wenig gute Erde findet? Sie kann wachſen.

27. Wie wird aber das ſo grüne Pflänzchen mit der Zeit? Es wird trocken.

28. Bei welcher Witterung wird das zarte Pflänzchen welken? Bei der Sonnenhitze verwelkt es.

29. Warum erquickt ſelbſt ein Regen eine ſolche Pflanze nicht auf die Dauer? Weil er nicht eindringen kann.

30. Was wird endlich mit der Pflanze auf dem Fels geſchehen? Sie wird verdorren.

31. Wohin fiel ein dritter Teil des Samens? Er fiel mitten unter die Dornen.

32. Dieſer Boden war nicht hart. Womit konnte ſich der Same wohl vermiſchen? Er konnte ſich mit der Erde vermiſchen.

33. Die Pflanze wuchs ſchön! Welche Witterung erquickte und ſtärkte ſie? Das that Regen und Sonnenſchein.

34. Warum konnte die Pflanze tiefe Wurzeln ſchlagen? Der Boden war locker.

35. Ja, ein ſchönes Gartenland. Was wächſt aber auch leicht im Garten? Das Unkraut wächſt leicht.

36. Was muß der Gärtner fleißig thun, wenn er ſeinen Garten rein halten will? Er muß das Unkraut ausjäten.

37. Wie — wenn er's nicht thut? Dann erſtickt das Unkraut die Saat.

38. Was bekommt der Säemann dann nicht? Frucht bekommt er nicht.

39. Wohin fiel ein vierter Teil des Samens? „Etliches fiel auf ein gut Land."

40. Was vermiſchte ſich gut mit der lockeren Erde? Der Same vermiſchte ſich mit der Erde.

41. Wodurch wuchs und gedieh die Pflanze? Durch Regen und Sonnenſchein.

42. Woran konnte man ſehen, daß ſie tief Wurzel geſchlagen hatte? Das ſah man an dem Wachstum.

43. Was ließ der Gärtner auf dem Acker nicht aufkommen? Er ließ kein Unkraut aufkommen.

44. Was wuchs hier allein? Der gute Same wuchs allein.

45. Was bekam der Säemann von dieſem Teil des Ackers? Er bekam Frucht.

46. Wie reichlich? Er bekam hundertfältige Frucht. —

III. Wiederholung.

47. Wie viele Teile des Ackers brachten keine Frucht? Drei Teile brachten keine Frucht.

48. Wie viele Teile des Ackers brachten Frucht? Ein Teil brachte Frucht.

49. Mit welchem Mahnruf beſchließt JEſus das Gleichnis? „Wer Ohren hat zu hören, der höre."

50. Wie nennen wir eine ſolche Erzählung? Wir nennen ſie „Gleichnis".

51. Woher nahm JEſus dies Gleichnis? Er nahm es aus der Natur.

IV. Auslegung.

52. Viele verstanden dies Gleichnis nicht. Sogar wer nicht? Seine Jünger verstanden es nicht.

53. Woran sehen wir das? Sie frugen, was dieses Gleichnis wäre.

54. Wann frugen sie darnach? „Da er allein war."

55. Was that JEsus dann? Er legte das Gleichnis aus.

56. Betrachten wir die Auslegung! Was ist der Same? Der Same ist das Wort Gottes.

57. Was sagt Christus vom Säemann? Der Säemann säet das Wort.

58. Wie viele Jahre ist Christus in eigener Person Säemann gewesen? Er war drei Jahre in eigener Person Säemann.

59. Welchen Befehl gab er seinen Jüngern kurz vor seiner Himmelfahrt? „Gehet hin in alle Welt" ꝛc.

60. Das haben die Jünger auch gethan. Durch welches Amt säet JEsus seinen Samen zu unserer Zeit? Das thut er durch das Predigtamt.

61. Auf welchen Acker wird der Same — das Wort — gesäet? Er wird auf den Herzensacker gesäet.

62. Nicht alle Menschen hören das Wort Gottes. Nur von welchen Leuten redet JEsus im Gleichnis? Von denen, die Gottes Wort hören.

63. Wie vielerlei ist bei denen der Herzensacker? Er ist viererlei.

64. Was sagt JEsus von denen, die am Wege sind? „Das sind, die es hören."

65. Was thun also diese Leute, wenn Gottes Wort gepredigt wird? Sie hören es.

66. Was thun sie auch wohl noch zu Hause? Sie lesen Gottes Wort.

67. Das allein ist aber nicht hinreichend. Was wird von Maria, die das Wort von den Hirten gehört hatte, gesagt? Sie behielt diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.

68. Sie dachte dem Worte nach und lernte es immer besser verstehen. Was war denn auch dem Teufel bei ihr nicht möglich? Er konnte das Wort nicht von ihrem Herzen nehmen.

69. In welchem Fall kann und thut das der Teufel? Wenn man dem Wort nicht nachdenkt.

70. Was sollen wir daher, wie Maria, thun? Das Wort behalten und bewegen.

71. Was sollen wir mit den Jüngern thun, wenn wir Gottes Wort nicht verstehen? Dann sollen wir fragen.

72. Was sollen wir auch als Kinder Gottes thun? Wir sollen heilig leben.

73. Was thut sonst der Teufel? Er nimmt das Wort von unserm Herzen.

74. Wozu thut er das gerne? Auf daß wir nicht glauben und selig werden.

Lehrer: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

75. Wem vergleicht JEsus die Herzen eines zweiten Teils der Zuhörer? Er vergleicht sie dem Felsenacker.

76. Was thun diese Leute wohl, wenn Gottes Wort gepredigt wird? Sie hören es.

77. Ja, wie nehmen sie das Wort auf? Sie nehmen es mit Freuden an.

78. Wie rufen sie wohl mit Thomas aus? „Mein HErr und mein Gott!“

79. Wie riefen die Juden, als JEsus am Palmsonntag in Jerusalem einzog? „Hosianna dem Sohne Davids.“

80. Was riefen viele einige Tage später, am Karfreitag? „Kreuzige, kreuzige ihn.“

81. „Die haben nicht Wurzel.“ — Was antwortete Petrus, als JEsus den Jüngern sagte: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle ärgern an mir“? „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern.“

82. Was that er aber zur Zeit der Anfechtung? Er verleugnete JEsum.

83. Worauf soll der wohl achten, der steht? „Wer da stehet, soll wohl zusehen, daß er nicht falle.“

84. Wonach soll er seinen Stand fleißig ansehen? Er soll ihn ansehen nach den zehn Geboten.

85. Wie soll er mit dem Zöllner beten? „Gott, sei mir Sünder gnädig.“

86. Namentlich zu welcher Zeit soll er das thun? Zur Zeit der Anfechtung.

87. Wodurch muß sich's dann zeigen, daß man nicht zu denen auf dem Felsen gehört? Dadurch, daß man nicht abfällt.

88. Wie zeigte Daniel zur Zeit der Verfolgung, daß er nicht zu denen auf dem Felsen gehörte? Er fiel nicht ab von Gott.

89. Bei ihm hatte Gottes Wort tiefe Wurzel geschlagen. Wie zeigte dies auch das kananäische Weib zur Zeit der Trübsal? Sie hielt an am Gebet.

90. Was thun aber viele zur Zeit der Anfechtung, wenn sich Trübsal und Verfolgung um des Worts willen erhebt? Sie fallen ab.

Lehrer: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

91. Was sagt JEsus von dem dritten Teil seiner Zuhörer? „Das sind die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollust dieses Lebens, und ersticken das Wort und bringen keine Frucht.“

92. JEsus warnt: „Sorget nicht!“ Was thun ja auch Christen gern, wenn sie in Not kommen? Sie sorgen gern.

93. Was erſticken dieſe Sorgen leicht? Sie erſticken das Wort.

94. Ja, der Eifer für Gottes Wort läßt nach, der Chriſt wird gleichgültig, die Sorgen nehmen das Herz ein, wie die Dornen den Acker. Was bringen ſolche Leute nicht? Sie bringen keine Frucht.

95. Wovor ſollen wir uns daher als vor rechten Dornen hüten? Vor den Sorgen ſollen wir uns hüten.

96. Welches iſt ein zweiter ſchadenbringender Dorn? Das iſt der Reichtum.

97. Ja, das Reichwerdenwollen! Welcher Jünger JEſu iſt uns ein warnendes Beiſpiel? Das iſt Judas.

98. Warum hat er JEſum verraten? Damit er dreißig Silberlinge bekomme.

99. Wie war er nicht mit dem, was er hatte? Er war nicht zufrieden.

100. Er wollte mehr haben. Wie wäre er wohl gerne geworden? Er wäre gerne reich geworden.

101. So geht es vielen Menſchen. In welcher Gefahr, ſagt JEſus, ſind ſie? „Und erſticken und bringen keine Frucht.“

102. Seid zufrieden mit dem, was euch Gott gegeben hat. — Welches iſt ein dritter Dorn? Das iſt Wolluſt dieſes Lebens.

103. Herodes hörte Johannes gerne. Wie war er ihm in vielen Stücken? Er war ihm in vielen Stücken gehorſam.

104. Ein Chriſt muß in allen Stücken dem Worte Gottes gehorſam ſein. Welches Wort des Johannes nahm er nicht zu Herzen? „Es iſt nicht recht, daß du deines Bruders Weib habeſt.“

105. Was hat er durch Wolluſt — Ehebruch — erſtickt? Er hat das Wort erſtickt.

Ach, wie viele junge Leute richten heutzutage ihr ganzes Sinnen und Denken auf Vergnügen und Wolluſt. Gottes Wort, wenn ſie es gleich hören, hat keinen Raum in ihrem Herzen. „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

106. Wem vergleicht JEſus den vierten Teil ſeiner Zuhörer? Er vergleicht ihn dem guten Lande.

107. Wer ſind die auf dem guten Lande? „Das ſind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.“

108. Was thun ſie zunächſt? Sie hören das Wort.

109. Wie fragen ſie mit dem Kerkermeiſter? „Lieben Herren, was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“

110. Was thun ſie wie Maria, JEſu Mutter? Sie behalten und bewegen das Wort.

111. Wonach ſehen ſie ihren Stand an? Sie ſehen ihn nach den zehn Geboten an.

112. Sie wachen und beten! Wie lange? Bis an ihr Ende.

113. Sie behalten das Wort und üben ſich in guten Werken. Was, ſagt JEſus, bringen ſie? Sie bringen Frucht in Geduld.

114. Wie preiſt Gottes Wort dieſe Leute? Es preiſt ſie ſelig.

115. In welchem Spruch? „Selig ſind, die Gottes Wort hören und bewahren.“

Lehrer: Ach hilf, HErr, daß wir werden gleich
Allhie dem guten Lande,
Und ſein an guten Werken reich
In unſerm Amt und Stande,
Viel Früchte bringen in Geduld,
Bewahren deine Lehr und Huld
In ſeinem gutem Herzen. (H. F. Ahrens.)

Über Schulviſitationen in unſern ſynodalen Gemeindeſchulen.

(Ein Vorſchlag zur Hebung und Förderung der Gemeindeſchule, der Ehrw. Allgemeinen Synode, verſammelt zu St. Louis, Mo., im Jahre 1899, zur Beratung, resp. Beſchlußnahme demütigſt unterbreitet von der ev.-luth. Dreifaltigkeits-Gemeinde zu Cincinnati, Ohio.)[1]

I.

Ehrwürdige Väter und liebe Brüder!

Schon ſeit Gründung unſerer teuren Miſſouri-Synode iſt man allen Ernſtes bedacht geweſen auf den Unterricht der Jugend in chriſtlichen Gemeindeſchulen. Nicht allein für das geiſtliche Wohl der Erwachſenen wollte man ſorgen durch Predigt und Unterricht, nicht allein ihnen ſollte das Brot des Lebens dargereicht werden, ſondern man richtete ſein Augenmerk auch auf die Jugend, auf die Kinder, auf die Lämmer der Herde. Auch ſie ſollten geweidet werden auf der grünen Aue des Wortes Gottes, auch ſie ſollten geleitet, geführt und getragen werden zu ihrem Heiland, dem Retter ihrer Seelen, um dann ſpäter als gegründete und erkenntnisreiche Chriſtenleute eintreten zu können in die Reihen der Bekenner, das Reich Gottes an ihrem Teil zu bauen und zu verteidigen und den Miſſionsbefehl ihres HErrn und Meiſters nach Kräften auszurichten. Als das einzig richtige und ausreichende Mittel, dieſes hohe Ziel zu erreichen, erkannten die Väter, die Verhältniſſe von Land und Leute in Betracht ziehend, die chriſtliche Ge-

1) Der hier zum Abdruck gebrachte Vorſchlag ſoll eine Reihe von Artikeln eröffnen, deren Zweck iſt, über die Notwendigkeit und rechte Beſchaffenheit guter Schulviſitationen zu orientieren. K.

meindeschule. Und so sehr waren sie von der Wichtigkeit dieser Einrichtung überzeugt und durchdrungen, daß sie, trotz ihrer vielen Arbeit, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten, trotz der allgemeinen großen Armut, getrost im Namen Gottes Hand ans Werk legten, daß sie anfingen, in der Schule, Tag für Tag, den Samen göttlichen Wortes in die Kinderherzen zu streuen mit der Bitte, der HErr möge ihn aufgehen und reichlich Frucht bringen lassen.

Welch ein Segen nun die Gemeindeschule uns geworden ist, das beweist der innere Ausbau und der äußere Fortschritt so vieler Gemeinden, das beweist die ganze Geschichte unserer Synode. Wir haben viele, zum Teil große, gut lutherische Gemeinden, in denen nicht bloß die rechte Lehre gepredigt wird, sondern auch die Gott wohlgefällige Praxis im Schwange geht; wir haben Tausende und aber Tausende von Gemeindegliedern, die sich nicht nur diese Praxis gefallen lassen, sondern auch darauf dringen; die sich nicht von dem herrschenden Unionsgeist bethören lassen, sondern auf lutherischem Grund und Boden stehen und bleiben wollen. Wir haben Leute, die ein reges Interesse zeigen für alles, was im Reiche Gottes, in der Kirche vorgeht, die all die großen und kleinen Unternehmungen unserer teuren Synode auf betendem Herzen tragen und mit den ihnen verliehenen Gaben unterstützen. Wir haben viele Jünglinge, denen wohl eine gewinnbringende weltliche Stellung offenstände, die aber doch unsere Lehranstalten besuchen, um später als Missionare, Pastoren und Lehrer im Weinberge Gottes thätig zu sein. Doch wer vermag all den Segen zu beschreiben, den der treue himmlische Vater über uns ausgeschüttet hat! Aber fragen wir nun: Warum haben *wir* den? wem haben wir ihn *zu verdanken*? so müssen wir antworten: Allein der überschwenglichen Gnade unsers Gottes, der uns Unwürdige so reichlich gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum, und der die Herzen unserer Väter, der Pastoren und Lehrer, mit Freudigkeit erfüllt und willig gemacht hat, sich mit aufopfernder Liebe und treuer Arbeit der Jugend anzunehmen in unsern Gemeindeschulen. Dort in der Gemeindeschule wird durch den Unterricht im Katechismus und in der biblischen Geschichte und durch den christlichen Geist und Sinn, mit dem alle übrigen Fächer getrieben werden, fort und fort, unermüdlich und unverdrossen ein Körnlein der seligmachenden Wahrheit nach dem andern in Verstand, Seele und Gemüt der Kinder eingepflanzt und befestigt, so daß sie für ihr ganzes späteres Leben einen starken Halt und festen Ankergrund haben. Deshalb können wir auch sagen: Die Gemeindeschule ist eine Missionsanstalt in des Wortes vollster Bedeutung; der Unterricht in derselben ist ein Werk im Sinne der Hirtenliebe, der Mutterliebe unsers Gottes und Heilandes. Durch dieselbe folgen wir der Mahnung und dem Lockruf des HErrn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes", und durch dieselbe bethätigen wir in der Praxis das Wort des Apostels: „Ziehet eure Kinder

auf in der Zucht und Vermahnung zum HErrn." Ja, die Gemeindeſchule iſt gewiß eins der Hauptmittel, wodurch wir unſere getauften Kinder ſchützen können vor den Verſuchungen und Verführungen des Teufels und der Welt und ſie bewahren und erhalten wollen in ihrer Taufgnade.

Weil nun aber die Gemeindeſchule eine ſo ſegensreiche Einrichtung und eine ſo kräftige Stütze unſerer treulutheriſchen Kirche geworden iſt, fehlt es ihr nicht an bitteren Gegnern, die ſie zu Fall bringen möchten. Dem Teufel, der ein Feind Gottes und der Kirche iſt und der, wie unſer Heiland ausdrücklich ſagt im Gleichnis von viererlei Acker, nicht will, daß wir glauben und ſelig werden, iſt ſonderlich die chriſtliche Schule ein Dorn im Auge. Er weiß recht wohl, daß er uns auf direktem Wege, durch Verfälſchung der Lehre, Gott Lob! nicht ſo leicht beikommen kann, deshalb ſchleicht er auf Umwegen herbei und ſetzt alle Hebel in Bewegung, die Gemeindeſchule, in der er die Burg unſerer Kirche erblickt, zu ſtürzen. Dazu ſtehen ihm auch wie immer ſeine Werkzeuge zu Gebote.

Hierzulande haben wir ja noch immer die rechte Scheidung von Kirche und Staat. Die Kirche kann ungehindert ihren Weg gehen und kümmert ſich nicht um die Händel des Staates. Der Staat hingegen, als ſolcher außerhalb der Sphäre der Kirche ſtehend, ſorgt für das leibliche Wohl ſeiner Bürger. Und ſchon von Anfang an hat er der Erziehung der Jugend ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt in der Vorausſetzung, daß eine Republik nur dann geſichert iſt und gedeihen kann, wenn in ihrer Mitte ſich eine möglichſt große Anzahl intelligenter Bürger befindet. Zu dem Ende wurden die Freiſchulen gegründet, ein allerdings nötiges und nützliches Inſtitut, dem man aber faſt allgemein in den letzten Jahren eine viel zu hohe Bedeutung beimißt. Da muß man hören und leſen: Die Freiſchulen ſtehen auf der Höhe der Zeit, ſie werden den jetzigen Bedürfniſſen vollauf gerecht, in ihnen findet man ein praktiſches Principalſyſtem, Lehrer und Lehrerinnen müſſen fähig ſein und ſind gehalten, mit den Kindern ein gewiſſes feſtgeſetztes Ziel zu erreichen und müſſen ſich dem Urteil und den Anordnungen fachkundiger Leute unterwerfen. Dort wird den Kindern der rechte Patriotismus eingepflanzt. Ja, die Freiſchule ſoll der Hort des wahrhaft Amerikaniſchen ſein. Man iſt darum auch nur zu gerne bereit, die Privatſchulen, inſonderheit die Gemeindeſchule als ein ausländiſches Gewächs anzuſehen, ſie als etwas Unamerikaniſches zu brandmarken, uns alſo dieſes Segens zu berauben.

Daß dem ſo iſt, zeigte der vor wenigen Jahren geführte Schulkampf in Illinois und Wisconſin, der für uns diesmal noch glücklich abgelaufen iſt, das zeigt auch der neuerdings gemachte Anlauf in Miſſouri und Nebraska. Bis jetzt haben die Feinde alſo das Ziel ihrer Wünſche nicht zu erreichen vermocht; doch iſt es nicht denkbar, daß ſie nach ſolchen Anfängen ihre Agitation und Angriffe einſtellen werden. Die Bewegung zur Unterdrückung der Gemeindeſchulen wird vielmehr jetzt nach dem Aufhören der

Einwanderung aus dieſen oder jenen Gründen in allen Schichten des Volks immer mehr Anhänger finden; und wer die Macht hat, hat auf politiſchem Gebiete ſchließlich das Recht, und unſere Gemeindeſchulen ſind entweder der beſtändigen Schikane des Staates preisgegeben oder endlich gar auf den Ausſterbe-Etat geſetzt.

Sollte es nun, wie es leider nur zu ſehr den Anſchein hat, den politiſchen wie andern Demagogen gelingen, den breiten Volksmaſſen den Wahn einzuimpfen, daß das Freiſchulſyſtem das Non plus ultra und die Freiſchule der eigentliche Hort des wahren Amerikanertums ſei, ſo wächſt damit nicht nur von außen die Gefahr für den ferneren Beſtand unſerer Schulen, ſondern es entſteht die noch viel dringendere Gefahr, daß dieſer dann allgemein herrſchende Geiſt auch in unſere Gemeinden dringt und nicht wenige unſerer lutheriſcher Chriſten aus dieſem Taumelkelch trinken und ſo je länger je mehr mit Mißtrauen gegen unſer Gemeindeſchulweſen erfüllt werden. Mögen doch ſchon in gar manchen Gemeinden ſolche Stimmen laut geworden ſein: Wozu die vielen und großen Opfer für die Erhaltung der Gemeindeſchule, da wir die herrlichen Public Schools haben, in welchen die Kinder mit allen für dieſes Leben nötigen Kenntniſſen aufs beſte ausgerüſtet werden! Der Religionsunterricht kann ja in ausreichendem Maße durch den Paſtor und die Sonntagsſchule vermittelt werden. Was nun gerade die Sonntagsſchule betrifft, ſo glauben wir gerne, daß dieſelbe um beſonderer örtlicher Verhältniſſe willen in gar manchen Gemeinden Bedürfnis iſt; indes kann doch durch dieſelbe die Gemeindeſchule nimmermehr erſetzt werden. Die treu lutheriſche Kirche legt dem Befehl des HErrn gemäß: „Lehret ſie halten alles, was ich euch befohlen habe", und in Berückſichtigung ſeines Ausſpruches: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, ſo ſeid ihr meine rechten Jünger", das Hauptgewicht auf reine Lehre, durch deren Verkündigung und Ausbreitung ja der Name Gottes wahrhaft geheiligt wird. Soll aber wie bisher ſo auch in Zukunft das Kleinod der reinen, lauteren Himmelslehre uns erhalten bleiben, ſo müſſen die Glieder unſerer Kirche von Jugend auf in derſelben nicht bloß gelegentlich und nebenbei, ſondern anhaltend und mit aller Sorgfalt unterrichtet und darin gegründet werden. Thatſache iſt nun aber, daß ſelbſt in einer wohleingerichteten und wohlverwalteten Sonntagsſchule, in der die Kinder wirklich in aller Liebe und Treue von kompetenten Lehrern und Lehrerinnen in der geſunden Katechismuslehre unterrichtet werden, verhältnismäßig nur Notdürftigſtes geleiſtet werden kann. Und die Gemeindeglieder, die nun etwa aus der Sonntagsſchule hervorgehen, werden doch kaum für die Gemeindeſchule arbeiten und eintreten, da ſie den Segen und den Nutzen derſelben gar nicht kennen gelernt haben. Ohne aber jetzt gegen die Sonntagsſchule polemiſieren zu wollen, wird es doch immerhin als ein bedenkliches Zeichen aufzufaſſen ſein, daß in dem letzten Jahrzehnt das Sonntagsſchulweſen in ſo vielen unſerer Gemeinden Eingang gefunden hat. Findet man

doch in dem Statistischen Jahrbuch, daß in nicht wenigen Gemeinden die Sonntagsschule Hunderte und aber Hunderte von Schülern zählt, die Gemeindeschule dagegen eine nur sehr dürftige Schülerzahl aufzuweisen hat, wenn überhaupt eine solche vorhanden ist. Es ist dies nicht angeführt, um über irgend eine Gemeinde den Stab zu brechen, sondern nur darum, um auf die von allen Seiten drohenden Gefahren aufmerksam zu machen und uns zu ermuntern, mit allem Ernst über das Kleinod zu wachen, das uns Gott durch unsere Väter vertraut hat, und nichts zu versäumen und zu unterlassen, was dazu geeignet ist, unser Schulwesen zu heben und zu fördern.

Freilich solchen unberechtigten und überspannten Forderungen, aus unsern Gemeindeschulen, die ja, als solche, Volksschulen sind, Gelehrtenschulen zu machen, können und wollen wir nimmermehr entsprechen; aber doch dürfen wir nicht übersehen, daß nun einmal in unserer gegenwärtigen Zeit höhere Anforderungen an die Volksschule gestellt werden, als dies noch vor zwanzig bis dreißig Jahren der Fall war. Um nur auf eins aufmerksam zu machen, so wird doch unleugbar heutzutage bedeutend mehr Gewicht gelegt auf eine möglichst gründliche Erlernung der englischen, also der Landes-, Gerichts- und Geschäftssprache, als dazumal. Es haben sich eben im Laufe der Jahre die Verhältnisse nun einmal so gestaltet, daß sich nichts daran ändern läßt. Nun haben wir ja zwar ein treffliches Lehrerseminar in Addison, Ill., und Seward, Nebr., und ordentlich ausgebildete, zum großen Teil in diesem Lande aufgewachsene Lehrer, die wohl befähigt sind, in den weltlichen Fächern, also im Lesen und Schreiben und in der Grammatik der deutschen und englischen Sprache, in der Geographie, im Rechnen, Zeichnen ꝛc. Unterricht zu erteilen, und die auch in ihrer Lehrmethode den richtigen Weg zu suchen bestrebt sind und zum Teil wohl auch finden und einschlagen; aber doch hat man immerhin die Wahrnehmung gemacht, daß viele Glieder unserer Gemeinden sich nicht des Gedankens erwehren können, daß das Ziel in unsern Schulen höher gesetzt werden und das Ergebnis des langjährigen Unterrichts ein günstigeres sein dürfte, und die darum auch unter Umständen geneigt wären, den Staatsschulen den Vorzug zu geben. Um nun an unserm Teil nichts unversucht zu lassen, möglichst allem Mißtrauen zu begegnen und das Vertrauen unserer Glieder in Bezug auf die Leistungsfähigkeit unserer Lehrer und Schulen zu stärken, erlauben wir uns, einer Ehrw. Synode in aller Bescheidenheit *den Vorschlag zu unterbreiten, für eine systematische Überwachung unsers Gemeindeschulwesens Sorge tragen zu wollen durch Anstellung von besonderen Schulinspektoren, und zwar, wenn irgendwie thunlich, in jedem einzelnen Distrikt unserer Synode.*

Freilich sind in unsern Kreisen schon viele Visitatoren thätig, die über Lehre und Praxis und Leben der Pastoren und Gemeinden wachen und wohl auch gelegentlich sich nach dem Bestand der Schule erkundigen, ja,

auch etliche Stunden ihrer kostbaren Zeit dem Anhören einer Katechese des Lehrers widmen. Aber weil die Visitatoren selbst im Amte stehen und nicht selten mit Arbeit in der eigenen Gemeinde überbürdet sind, weil sie ferner mit dem besten Willen sehr oft sich nicht mit dem Studium der einzelnen Schulfächer, der Methode und Pädagogik im allgemeinen ausreichend befassen können, und weil sie aus beiden Gründen bei einer gelegentlichen Gemeindevisitation unmöglich Schule und Lehrer einer gerechten, zufriedenstellenden und bessernden Inspektion unterwerfen können, wenn sie auch wollten, und deshalb keine ausreichende Kenntnis von dem Stand der Schulen haben, so sind wir, diese gravierenden Umstände in Betracht ziehend, der Überzeugung, daß wir mit dem eben gemachten Vorschlag einem dringenden Bedürfnis unserer Zeit entgegenkommen für die Hebung und Förderung der Gemeindeschule.

Ferner überkommen ja freilich die Pastoren selbst bei Übernahme ihres Amtes die Funktion eines Schulinspektors und werden dadurch verpflichtet, mit aller Gewissenhaftigkeit und Treue für den Bestand und das Gedeihen der Schule einzutreten. Und es muß rühmend zugestanden werden, daß viele Pastoren auch diesem Teil ihres Berufes ihre volle Aufmerksamkeit widmen und es sich nicht verdrießen lassen, immer wieder die Schule zu besuchen; daß sie die Lehrer durch Beobachtung ihrer Unterrichtsweise prüfen, die Kinder auf das rechte Verständnis des Erlernten hin examinieren, die erzielten Resultate lobend anerkennen oder auch hie und da bessernd, belehrend und ermahnend eingreifen. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß es gerade bei dem letztgenannten Punkte manchen treuen und eifrigen Pastoren an der rechten Energie und Weisheit, dem rechten Takt und Geschick mangelt, und daß es doch auch manche Lehrer an dem gebührenden Entgegenkommen fehlen lassen, indem sie nicht bedenken, daß, da ihr Amt doch ein Hilfsamt ist, schließlich den Pastor, als den eigentlichen Hirten und Leiter, die volle Verantwortung für die Schäden, den Niedergang und Untergang der Schule trifft. Es ist ja klar und liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Stand der Dinge es nicht ratsam, Vertrauen erweckend und das Ansehen der Schule hebend wäre, wollten Pastor oder Lehrer etwaige Meinungsverschiedenheiten der Gemeinde zur Beurteilung und Entscheidung vorlegen. Und weil wir nun davon überzeugt sind, daß ein dritter, ein fachkundiger Mann, der nicht in direkter Beziehung zum Pastor oder Lehrer steht, dem gegenüber aber der Lehrer eine gewisse Verantwortlichkeit fühlt, zum Besten unserer Schulen viel leisten könnte mit Rat und That, so haben wir uns entschlossen, der Ehrw. Synode diese Vorlage in aller Bescheidenheit zu unterbreiten.

Was nun die Befugnisse dieser Schulinspektoren sein könnten, in welchem besonderen Maße sie sich der Lehrer und Schulen annehmen möchten und wie überhaupt die ganze Kontrolle in ihren einzelnen Teilen beschaffen sein soll, darüber selbst Ratschläge zu erteilen, halten wir für eine Vermessenheit. Nur möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß wir

natürlich erwarten, daß ein ſolcher Inſpektor ſein Amt nicht in rigoroſer, geſetzlicher Weiſe verwalte, ſondern in chriſtlich-evangeliſch-brüderlicher Weiſe nach dem Wort des Apoſtels: „Alle eure Dinge laſſet in der Liebe geſchehen"; nicht als ein Staatsbeamter, ſondern als ein Diener JEſu Chriſti, wie ja alle unſere Paſtoren, Lehrer und Synodalbeamten nichts ſind als Diener und Gehilfen. Sollte nun die Ehrw. Synode unſerer unmaßgeblichen Meinung beiſtimmen und unſern Vorſchlag für zeitgemäß und weiſe halten, ſo würden ſich gewiß auch rechte und für dieſes Amt tüchtige Männer finden, die auch bereit wären, nach dieſer Seite hin mit Gottes Hilfe der Kirche zu dienen. Und iſt die Wichtigkeit und der Segen dieſer Einrichtung einmal erkannt, ſo wird Gott auch die Herzen ſeiner Chriſten willig machen, daß es an den irdiſchen Mitteln zum leiblichen Unterhalt auch dieſer Beamten nicht fehlen wird.

So geben wir uns denn der Hoffnung hin, daß eine Ehrw. Synode es für der Mühe wert erachten wird, dieſen unſern Vorſchlag zur Beſprechung aufzunehmen. Sollte man dann denſelben als unthunlich, unpraktiſch und unausführbar erkennen, ſo wollen wir uns gerne beſcheiden und nur Gott bitten, daß er auch in Zukunft Gnade und Weisheit verleihen wolle, daß allezeit unſerer teuren Gemeindeſchulen Beſtes geſucht und gefördert wird. Ja, unſer HErr JEſus, der einſt ſo freundlich die Kinder herzte und ſegnete, die man zu ihm gebracht hatte, wolle wie bisher, ſo auch fernerhin ſeine ſchützende und ſchirmende Hand über unſere Schulen, dieſe Kindergärten ſeiner Kirche, halten und in dieſen böſen, fährlichen Zeiten dem Satan und allen Feinden ſeiner Kirche und Schulen kräftiglich wehren! Amen.

Im Namen und Auftrag der ev.-luth. Dreifaltigkeits-Gemeinde in Cincinnati, O., zeichnet mit ſchuldiger Hochachtung und Ehrerbietung der Vorſtand derſelben:

H. H. Hackſtedde.
F. Schröder.
F. W. Bockmann.
Carl Renneberg.
C. Gohs.
Wm. Möller.
S. Zahn.
F. Leberecht.
Alexander v. Schlichten, Paſtor.
Alex. v. Schlichten jun., Hilfspaſtor.

Cincinnati, O., den 15. März 1899.

Einführung.

Herr Lehrer C. Haaſe, vordem in Portage, Wis., iſt am 21. Sonntag nach Trin., den 30. Oktober 1898, als Oberlehrer an der St. Stephanus-Schule zu Milwaukee, Wis., eingeführt worden von B. Sievers.

Adreſſe: Mr. C. Haase, 403½ First Ave., Milwaukee, Wis.

Altes und Neues.

Inland.

Auf der vom 5. bis 11. Juli in Detroit verſammelten engliſchen Synode von Miſſouri ꝛc. wurden die folgenden Theſen über Gemeindeſchulen beſprochen: I. Christian training is God's prerogative. II. God has made it the sacred duty of all Christian parents and Christian congregations to give their children a Christian training. III. The various means commonly employed by the Ev. Luth. Church to fulfill this duty are: a. The parochial school, an institution under full control of the congregation and conducted by an apt and truly Christian teacher especially called for the purpose of bringing up children as true Lutheran Christians and useful citizens of the commonwealth. b. Catechetical instruction to catechumens. c. "Christenlehre," or Sunday-school. IV. The parochial school, under present conditions, cannot be omitted without serious detriment to children, Church and State. V. Despite all obstacles and difficulties, but in view of the great blessings of the parochial school, congregations should at the earliest possibility establish such schools and maintain them with all diligence and prayer.

Einen Leitartikel zu Gunſten des deutſchen Unterrichts in den öffentlichen Schulen enthält der "Inter Ocean". Er zeigt folgendes: In Chicago, wie anderwärts, iſt die Kenntnis deutſcher Sprache ein Teil der geſchäftlichen Bildung. Viele Jungen, welche keine „Hochſchule" beſuchen können, müſſen ſich die nötige Kenntnis des Deutſchen in den Grammatikklaſſen der Volksſchule erwerben. Und als Kind lernt man eine Sprache leichter als in ſpäteren Jahren. Zugleich ſollten aber die öffentlichen Schulen Vorbereitungsſchulen für „Colleges" ſein, und darum ſollte der Schüler auch eine Ausbildung im Franzöſiſchen oder im Deutſchen haben, wobei das letztere, als das nützlichere, vorzuziehen iſt. Ein ſchweres Unrecht iſt es, dem Kinde, das keine Mittel hat, um in beſondere Vorbereitungsſchulen zu treten, deſſen Vater aber auch an den Schulſteuern mitträgt, die beſtmögliche Ausbildung in der öffentlichen Volksſchule zu verweigern. Abgeſehen von dieſer Erwägung iſt das Deutſche von größter geſchäftlicher Wichtigkeit. Jeder Knabe, der ſich dem Geſchäftsleben in irgend einer Beziehung widmen will, ſollte Deutſch verſtehen, das mit dem Engliſchen die große Handelsſprache der Welt iſt. Ein junger Mann, der Deutſch neben Engliſch verſteht, kommt weit ſchneller voran, als der, welcher bloß Engliſch ſpricht.

Die Durchſchnittskoſten der Volksſchulen dieſes Landes ſind zwiſchen 1871 und 1898 allmählich von $1.75 auf $2.62 pro Kopf der Bevölkerung, die jährlichen Koſten jedes Zöglings von $15.20 auf $18.57 geſtiegen. Insgeſamt wurden 1871 für die Volksſchulen $69,107,612, 1897 $187,320,602 ausgegeben. Die Geſamtzahl der eingeſchriebenen Volksſchüler hat ſich im letzten Vierteljahrhundert nahezu verdoppelt; 1871 waren es 7,561,582, 1897 14,652,492.

Prof. Waterhouſe von der Waſhington Univerſität in St. Louis iſt auf eine originelle Idee verfallen. Er möchte den langen amtlichen Namen "United States of North America" dadurch abgekürzt haben, daß man nur den Anfangsbuchſtaben jedes Worts ſtehen läßt. Das Land würde dann „Uſona" heißen und die Einwohner wären „Uſonier".

AMERICAN SERIES OF DRAWING BOOKS

complete in 29 Numbers.

Nos. 1, 2, contain Exercises in Straight Lines and Examples of Geometrical Figures.

No. 2 to be enlarged by pupils on dotted fields.

No. 3, contains Exercises in Curved Lines and Examples of Geometrical and Symmetrical Forms.

No. 4, contains Objects and Ornamental Forms in Straight and Curved Lines.

These four books show all the examples drawn on dotted fields. Similar fields are printed in the spaces on which the pupils are to copy the example, thus enabling them to attain some proficiency in drawing a true straight or curved line before trusting too much to the untrained eye.

No. 5, contains Objects, Figures and Houses in Perspective with Exercises in Shading.
No. 6, contains Tools and Implements. Line Shading.
No. 7, " Blocks and Cubes in Line Shading.
No. 8, " Landscapes. Outlines in Perspective.
No. 9, " " " to ¾ Shading in Perspective.
No. 10, " Studies in Foliage and Landscapes. ½ to ¾ Shading.
No. 11, " Ornamental Forms. ¼ to ½ Shading.
No. 12, " " " ½ to Full Shading.
No. 13, " Flowers and Fruits. Outline to ¼ Shading.
No. 14, " Flowers. ¼ to ½ Shading.
No. 15, " Parts of Heads, etc. In Outline.
No. 16, " Animals. In Outline.
No. 17, " Birds. In Outline to ½ Shading.
No. 18, " Fruits and Vegetables. ¾ to Full Shading.
No. 19, " Flowers. Full Shading.
No. 20, " Animals. ¼ to ½ Shading.
No. 21, " Animals. ¾ to Full Shading.
No. 22, " Birds. Full Shading.
No. 23, " Landscapes. Full Shading.
No. 24, " Parts of Heads. ½ Shading.
No. 25, " Heads. Full Shading.

Special for Girls.

No. 26,
No. 27,
No. 28,
No. 29,
} containing Exercises in Needle Work: Simple Curved Lines, Leaves, Flowers, Patterns for Borders, Corner and Centre Pieces, Alphabets and Monograms.

PRICES: Nos. 1—5, 10 cts. each. Nos. 6—25, 15 cts. each. Nos. 26—29, 10 cts. each.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.